



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Guten das Best.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Geheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

(Fortsetzung.)

Gabriele fühlte sich glücklich über Gotthardt's Veränderung; ihr Blick ruhte oft mit einem Ausdruck von inniger Zufriedenheit und Theilnahme auf dem jungen Künstler. Auch sie war verändert; eine Ruhe und Stille war in ihr Gemüth gekommen, die sie seit lange nicht gekannt; sie gab sich ihrem Berufe, die Kinder zu erziehen, ganz hin und es wurde ihr dabei Alles so leicht, wie sie es nimmer gedacht. Nur selten noch tauchten die Bilder der Vergangenheit vor ihrer Seele auf und dann waren sie mehr lieblich als schmerzlich und trugen dazu bei, das Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen Gott, der die Geschehnisse lenkt, zu erhöhen, das sie jetzt besaß. Ihre sanfte heitere Stimmung theilte sich allmählig den übrigen Hausgenossen mit; Jeder schaffte das Seine in aller Stille und in schönem Einverständnis mit dem Andern.

Gotthardt war viel in Gabrielen's Gesellschaft; er setzte sich oft zu ihr, wenn sie im Garten mit den Kindern beschäftigt war; er plauderte dann selbst mit diesen und belehrte sie in tausend Dingen. Wenn sie zeichneten, ertheilte er ihnen zuweilen seinen Rath, worauf sie immer sehr stolz waren. Oft brachte er auch ein Buch mit und

las vor; daran knüpften sich Gespräche, die nicht selten ernst wurden, so daß die Kinder nur noch Zuhörer waren und auch nicht immer Alles davon verstanden. Vorzüglich liebte es Gotthardt, sich den Spaziergängen anzuschließen, die das junge Mädchen mit ihren Zöglingen machte. Da war die Natur ihnen eine unererschöpfliche Quelle der Freude und der Unterhaltung: die Gottheit, die sich in ihren Wundern offenbarte, war ihnen nahe; sie fühlten sich, wenn sie heimkehrten, erhaben und glücklich, als kämen sie aus dem Gotteshause. — So verging der Sommer; der bunte Farbenschmuck der Bäume kündete, daß der Herbst gekommen war, ehe es die Bewohner von Warthau gedacht.

Der Einzige im Hause, dem sich der Friede dieses stillverlebten Sommers nicht mittheilen wollte, war Herr von Warthau, der Schlossherr selbst. Hypochondrisch und mißmuthig ging er umher, mit finsternen Mienen und Blicken. Besonders Gabriele schien es zu sein, deren Gegenwart seine trübe Laune hervorrief.

Eines Tages trat er verstimmter als gewöhnlich in das Zimmer seiner Frau, wo er diese allein traf. Er ging einige Male auf und ab, ohne zu sprechen, dann blieb er plötzlich stehen. „Ich kann es nicht länger mit ansehen,“ sagte er heftig, „dieses Mädchen muß aus dem Hause.“

„Welches Mädchen, lieber Mann?“ fragte Frau von Warthau, erschrocken zu ihm hinüberblickend.

„Diese Gabriele, die Ihr Alle nicht genug erheben könnt. Seid Ihr denn nur blind, daß Ihr nicht seht,

wie sie dem Jungen vollständig den Kopf verdreht hat? Seht Ihr nicht, wie er nur noch für sie da zu sein scheint, wie er nur noch auf sie hört und sieht, wie sein Blick sich erheitert, wenn sie nur eintritt, und verdüstert, wenn sie geht? Und das soll ich dulden? Nein! gewiß nicht! Es muß Etwas geschehen, ehe es zu spät ist!“ Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort. „Eben komme ich zufällig in Gotthardt's Zimmer; er ist nicht darin; ich bleibe vor seinen Zeichnungen stehen, von denen ich manche neuentstandene noch nicht kannte. Da komme ich an eine, die mit besonderer Sorgfalt ausgeführt ist. Es war ein Entwurf für die neuen Fresken — das Mädchen aus der Fremde — und wen meinst Du, wer der Hauptfigur als Urbild gedient hatte? . . . Niemand anderes, als Fräulein Gabriele! . . . Aber herrlich in einer Weise, die wol zeigt, in welchem Lichte Gotthardt dieses Mädchen sehen mag! — Das war nicht Alles: ein beschriebenes Blatt, das am Boden liegt, fällt mir in die Augen, ich hebe es auf, es ist ein Vers von Gotthardt's Hand; hier lies und sage dann, ob das kein Beweis ist für das, was ich sage. Er ging wieder auf und ab, während seine Frau mit zitternder Hand das Blatt nahm, das er ihr hinreichte. Sie las:

„Schau' ich rückwärts,
Dann seh' ich die Liebe!
Weinende Liebe,
Wie bist du so schön!
Blick' ich vorwärts,
Auch seh' ich die Liebe:
Lächelnde Liebe,
Wie bist du so schön!“

Sie blickte gedankenvoll vor sich nieder, endlich sagte sie:

„Das Alles scheint allerdings dahin zu deuten, daß Gotthardt Neigung für dieses Mädchen hat; aber meinst Du wirklich, mein bester Mann, daß es ein so großes Unglück wäre, wenn . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. „Eine arme Waise ist keine Partie für den künftigen Besitzer von Warthau!“ sagte er heftig.

„Warum nicht?“ fragte sie sanft. „War er nicht auch ein armes Waisenkind, als Du ihn aufnahmst, und kannst Du nicht an den Beiden thun, was Du an dem Einen schon gethan hast?“

„Das werde ich nimmermehr!“ rief er, „das wäre Raub an unseren eigenen Kindern. Uebrigens soll Gotthardt eine Verbindung eingehen, die ihm Vortheil bringt. Er soll bei der Wahl seiner Frau nicht einer sentimentalen Laune folgen, sondern einem reifen, vernünftigen Urtheile.“

„Aber Gotthardt wird nie der Vernunft allein gestatten, bei der Wahl einer Gattin die Stimme zu führen,“ entgegnete sie; „er ist Künstler.“

„Daß Du mich daran erinnerst!“ sagte der Schloßherr mit gerunzelter Stirn. „Das war meine erste Schwäche gegen ihn, seitdem strebt er nach Unabhängigkeit und entzieht sich meiner Gewalt; aber diesmal gebe ich nicht nach, das soll er sehen! Es giebt keine Eva mehr, die mir meine Einwilligung abschmeichelt; sein guter Engel — wie er sie nannte — steht ihm nicht mehr zur Seite, das wird er fühlen müssen! — Und jetzt sage ich Dir noch einmal: Dieses Mädchen kommt aus dem Hause. Du wirst eine gute Art aussinnen, sie zu entfernen; ich überlasse Dir die Mittel — nur Sorge, daß es geschieht, und bald, sonst möchte ich mich selbst noch einmischen. Hast Du mich verstanden?“ Er warf noch einen strengen, gebieterischen Blick auf sie und verließ dann das Zimmer.

Sie saß eine Weile mit gesenktem Haupte, ihre verworrenen Gedanken sammelnd; da nahten leichte, elastische Mannerschritte, Gotthardt trat ein. Der Ausdruck seines Gesichts war verklärt und freudestrahlend. „Mutter!“ sagte er mit einer Stimme, die von innerer Bewegung bebte. Sie sah auf und ihm in's Gesicht.

„Du siehst glücklich aus, mein lieber Gotthardt,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte.

„Ich bin es, liebe Mutter — ich bin unbeschreiblich, unverdient glücklich — ich hätte nie zu träumen gewagt, daß ich es jemals wieder so ganz werden könnte! . . .“ Er setzte sich neben sie und schwieg eine Weile, während er ihre Hand in der seinen hielt. „Mutter, ich glaube sie liebt mich!“ sagte er dann glücklich ausblickend.

„Sie liebt Dich! Wer?“ fragte sie erschrocken. „Um Gotteswillen übereile Dich nicht, mein Sohn, es könnte ein Unglück für Dich selbst sein und für . . .“

„Für sie, Mutter? Für Gabriele? . . . Ein Unglück! Und warum? Was fürchtest Du?“

„Also wirklich Gabriele!“ sagte sie; „armes Kind!“

„Aber liebe Mutter, ich verstehe Dich nicht! Wen bedauerst Du? Gabriele? Und weil ich sie liebe?“ — Er lächelte. „Aber wenn sie mich nun eben auch liebt? Wenn sie mich liebt!“ . . . Er ließ die Hand der Mutter los und stand auf. „Ich traf sie eben im Garten mit den Kleinen . . . Sie standen alle Drei am Wasser und fütterten die Schwäne . . . gerade wie es sonst Eva oft um diese Stunde that. Sie sah so glücklich und froh aus, als wäre sie selbst noch ein Kind . . . Die Kinder lachten und scherzten mit ihr . . . Ich konnte nicht verstehen, was sie zu ihr sagten . . . Aber sie lachte mit, ich hörte ihre Stimme hell und heiter herüberklingen. Ich stand lange und hielt die Hand über die Augen, das liebliche Bild anzusehen; da bemerkte mich eines der Kinder — Elschen war's —; sie kam auf mich zu gelaufen, nahm mich bei der Hand und zog mich mit sich fort.“

„Gotthardt,“ sagte sie, „Du mußt helfen, die Rose, die Du vorhin Gabrielen geschenkt hast, ist in's Wasser gefallen; der Schwan hat sie schon im Schnabel! Gabriele hat dem einen Kuß versprochen, der sie dem Hans wiedernimmt!“ Ich lachte und sah auf Gabriele . . . Sie versuchte auch zu lachen, aber sie war roth geworden und ich sah, daß sie die Thränen niederkämpfte, die ihr plötzlich in die Augen getreten waren. — Warum diese Thränen, Mutter? Und warum machen sie mich so glücklich? O, weil sie mir ja Alles verrathen haben; beste Mutter, weil . . .“

„Gotthardt, ich bitte Dich, beruhige Dich,“ sagte die Mutter nun auch aufstehend und auf ihn zugehend. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und fuhr fort: „Du giebst Dich Deinem Gefühle zu sehr hin, lieber Sohn, ehe Du weißt, ob Du es auch darfst, ob sich nicht unübersteigliche Hindernisse zwischen Dich und dieses junge Mädchen stellen.“

„Hindernisse? Aber welche, Mutter? Ich wüßte keine. Wenn sie mich liebt, was braucht es weiter? Was soll zwischen uns treten?“

„Deines Vaters Wille, mein lieber Sohn,“ erwiderte sie sanft.

„O nein, Mutter, sage das nicht!“ rief er lebhaft. „Mein Vater ist so gut, er kann unmöglich gegen sie sein . . . Wer müßte sie nicht lieb haben?“

„Und doch ist er gegen sie, Gotthardt, und noch heute hat er mir gesagt, er werde nie seine Einwilligung geben, wenn Du etwa daran dächtest, sie Dir zur Gattin zu wählen.“

Er wurde blaß. „Das hat mein Vater gesagt?“ rief er. „Aber wie konnte er wissen . . . daß ich sie liebe?“

Die Mutter lächelte. „Das war nicht schwer,“ erwiderte sie, „Dein ganzes Wesen verrieth es. Uebrigens wenn poetische Versuche, wie dieser, am Fußboden Deines Zimmers gefunden werden,“ — sie reichte ihm das Blatt, das Herr von Warthau liegen gelassen, — „wenn außerdem,“ fuhr sie fort, als er träumerisch vor sich niedersah, „wenn außerdem die Hauptfigur im neuesten Bilde Gestalt und Züge eines Mädchens trägt, das man täglich von dem Maler suchen und auszeichnen sieht. Wenn . . .“

„O Mutter, kein Wenn mehr, bitte!“ unterbrach er sie lächelnd. „Ich bekenne, daß ich unvorsichtig oder wenigstens sehr arglos gewesen bin. Nun das ist ja kein Unglück; so ist der Vater vorbereitet, so wird er nicht überrascht sein von meiner Bitte . . .“

„Ueberrascht? Nein! Aber er wird sie Dir rund abschlagen. Ich habe nur zu deutlich auf seinem Gesichte gelesen, daß er unerbittlich sein wird, Du wirst es sehen.“

Gotthardt sah betroffen vor sich nieder. „O Eva, wer so viel über ihn vermöchte, als Du!“ sagte er leise.

„Ja, von Eva sprach er auch,“ entgegnete die Mutter. „Er nannte sie Deinen guten Engel, der Dir nun nicht mehr zur Seite wäre, Dir beizustehen und hülfreich zu sein.“

„Hat er das gesagt? Mutter, so sei Du meine Fürsprecherin! Ich selbst werde so leicht heftig; ich kann so schlecht bitten. Und dann der Gedanke an Eva, sie nennen zu hören in Augenblicken der Aufregung, sie, den Engel des Friedens!“

„Ich werde nichts ausrichten können, Gotthardt,“ erwiderte sie, „Du weißt, ich bin gewöhnt, mich ihm unbedingt zu unterwerfen.“

„So will ich denn gleich selbst zu ihm!“ rief er und eilte hinaus.

Als der Abend kam und die Tischglocke die Bewohner des Schlosses nach dem Speisezimmer rief, waren die Damen längst versammelt, als endlich Herr von Warthau mit hastigem Schritte und aufgeregtem Gesichte eintrat. Gotthardt fehlte noch. Man setzte sich ohne ihn zu Tische. „Er will nicht kommen,“ war die kurze Antwort des Schloßherrn, als die Tante endlich nach dem jungen Manne fragte.

„Mein Gott, es ist ihm doch nichts zugestoßen?“ fuhr die gute Dame besorgt fort. Herr von Warthau fuhr in die Höhe und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß er dröhnte. Ohne ein Wort zu sagen, schob er dann seinen Stuhl zurück, stand auf und ging aus dem Zimmer.

Gabriele war bleich geworden und zitterte; Elschen fing an zu weinen; die Tante erhob sich entsetzt und versicherte, sie begreife nichts von dem Allen. Die Hausfrau bog sich zu ihr: „Ich habe es kommen sehen,“ sagte sie leise.

„Aber was ist es, um Gotteswillen?“ fragte die Tante.

„Nicht hier,“ flüsterte ihr Frau von Warthau zu; „komm in mein Zimmer!“

Gabriele nahm die Kinder mit sich und beruhigte sie, so gut sie konnte, ohne doch selbst zu wissen, was vorging. Eine unbeschreibliche Angst war über sie gekommen; sie hätte um Alles in der Welt wissen mögen, was mit Gotthardt geschehen war, und doch konnte sie Niemanden nach ihm fragen. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihr Gefühl für ihn in diesen Augenblicken, aber sie dachte nur an ihn und mit unbeschreiblicher Sorge.

Als die Kinder zu Bett waren, ging sie wieder hinunter in den Gartensaal; sie hoffte die Tante oder Frau von Warthau zu finden. Es war Alles leer und dunkel. Sie trat auf die Terrasse hinaus, ihr heißes Gesicht zu

kühlen . . . Der Halbmond stand zwischen dunkeln Wolken und warf seinen matten Schein über den herbstlichen Garten; die Luft war weich und still; die, vom Regen feuchten, herabgefallenen Blätter, die in den Gängen lagen, dufteten stark. Gabriele starrte hinaus in die Herbstnacht . . . da erblickte sie eine Männergestalt im Garten. „Gotthardt!“ rief sie fast laut, ohne sich Rechenschaft zu geben, was sie that.

„Gabriele!“ antwortete seine Stimme sogleich und in einem Nu hatte er die Stufen erstiegen und stand bei ihr auf der Terrasse. Erschrocken wollte sie zurückweichen, aber er hatte sie schon mit den Armen umschlungen und drückte sie leidenschaftlich an sich. „Du bist mein, Gabriele! Sage, daß Du mein bist und keine Macht der Erde soll uns trennen!“

„Herr von Warthau,“ erwiderte Gabriele mit Kraft, obgleich sie über und über bebte, „Sie wissen nicht, was Sie thun.“

Er ließ sie sogleich los, aber er sah ihr mit einem so starren, gespannten Blicke in's Gesicht, daß sie sich ganz erschüttert fühlte. Sie fand kein Wort ihm zu sagen.

„Gabriele, Du liebst mich,“ sagte er plötzlich mit einer Stimme, die ihr bis in's tiefste Herz klang, so weich und liebevoll war sie. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schwieg noch immer.

„Ich weiß es, Du liebst mich,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „und ich will, daß Du mein wirst, es koste, was es wolle! Wenn mein Vater mich von sich stößt — gut — so bin ich das Waisenkind von ehemals und Du bist auch ein Waisenkind — und so sind wir für einander bestimmt und gehören zusammen — auf ewig!“

„Nein, Herr von Warthau, das wird nicht sein,“ sagte Gabriele jetzt plötzlich sich aufrichtend, mit fast ruhiger Stimme. „Sie sind kein Waisenkind, Sie danken Ihrem Pflugevater Alles, was sie sind; er hat Alles für Sie gethan; Sie sind sein Sohn im vollsten Sinne und müssen sich ihm unterwerfen, wenn es sein Wille ist.“

„Ihm unterwerfen!“ fuhr er auf. „So bin ich sein Eclave, weil er mich zu Danke verpflichtet hat? Nein, Gabriele, das kann nicht sein, er hat kein Recht, die heiligsten Gefühle in meiner Brust mit Füßen zu treten. Wenn ihm das, was er an mir gethan hat, ein solches Recht giebt, so wandelt sich die Wohlthat in Fluch; das ist nicht und darf nimmermehr sein. Er darf uns nicht trennen; er darf uns nicht unglücklich machen aus einer Laune! Wenn ich es allein wäre — ja — dann hätte er vielleicht ein Recht dazu — aber Dich? Nein, Dich darf er nicht unglücklich machen, denn unglücklich bist Du doch, wenn er uns trennt. Wagst Du nein zu sagen?“

„Herr von Warthau — Gotthardt, ich bitte Sie um Alles, reden Sie nicht so weiter! Werden sie ruhiger — gehen Sie — oder nein, lassen Sie mich gehen! Morgen wird Ihnen Alles anders erscheinen: Ihre Pflicht, meine Pflicht! Denken Sie an Eva; haben Sie Geduld. Gute Nacht!“

„Gabriele!“ rief er außer sich, als sie sich zum Gehen wendete, Du willst mich verlassen? Du sagst mir weiter nichts?“ Er eilte ihr nach und ergriff ihre Hand, die er heftig an seine Lippen drückte. „O, sage nur das Eine, dann verspreche ich Dir Alles, auch daß ich Geduld haben will — aber sage, ob Du mich liebst.“

Sie neigte leise den Kopf, er wußte kaum, ob sie das Wort gesprochen, er sah nur wieder Thränen in ihren Augen, aber sie eilte rasch davon durch die leeren Räume, wo er ihren leichten Schritt schnell verhallen hörte.

Gabrielens Herz pochte heftig, als sie ihr Zimmer erreichte und dennoch war es kein Sturm verworrener, wilder Empfindungen, der sie bewegte; beseligend und klar stand der eine Gedanke vor ihrer Seele: sie liebte und war geliebt.

Aus dem, was Gotthardt zu ihr gesagt, ging hervor, daß er mit seinem Vater gesprochen, daß er diesen durch sein Geständniß erzürnt habe. Das durfte nicht sein. Gotthardt mußte sich dem Willen seines Vaters fügen. Gabriele hatte den Geliebten schon Leiden tragen sehen; sie wußte, daß er es konnte, ohne zu unterliegen. Auch er glaubte ja jetzt an die Ewigkeit der Liebe und dieser Glaube gab ihm Trost und Muth in allen Schmerzen. Er hatte Gabrielen noch vor Kurzem an das Wort erinnert, was sie einst zu ihm gesprochen, als er meinte, in seinem Leide um die verlorene Braut unterzugehen. Als man das Gemälde „Dante und Beatrice“, vor welchem sie jenes Gespräch hatten, neulich im Gartensaale aufgehängt, war er zu ihr getreten und hatte gesagt: „Sie haben Recht, Gabriele, der Schmerz vergeht, aber die Liebe bleibt ewig; ich weiß es jetzt.“ Gabriele dachte an all' diese Dinge mit einer solchen Ruhe, es war ihr, als wenn über ihr Leben ein erlösendes, heiliges Wort ausgesprochen wäre, das sie versöhnte mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst. Ein Gebet voll Frieden stieg aus ihrem Herzen auf. Sie schlief bald ein und ihr Schlummer war so ruhig und süß, wie der eines Kindes, das unter dem Lächeln der Mutter eingeschlafen.

Gotthardt schlief nicht in dieser Nacht. Voll Aufregung schritt er lange vor Gabrielens Fenstern auf und nieder, bis oben das Licht verlöschte. Dann verließ er den Garten und eilte nach dem Friedhofe. Es war ihm, als müßte er bei Eva, bei der stillen todtten Braut Beruhigung finden. Er warf sich auf den Grabhügel und preßte seine Stirn auf den kalten Marmor,

wo ihr Name stand. Die dürrn Blätter der Linde rauschten über ihm; es war, als flüsterten sie viel unverständliche Worte. In Gotthardt's Brust wogte und stürmte die Leidenschaft; es war ihm jetzt, als liebte er Gabrielen viel süßer, als Eva, die sanfte Gefährtin seiner Kindheit, mit der er aufgewachsen war, wie mit einer Schwester, die er geliebt hatte, ohne daß irgend ein Hemmiß sich zwischen sie und ihn gestellt. Die Klarheit und Ruhe, die seiner ersten Liebe den schönsten Reiz gegeben, war jetzt verschwunden, er rang vergebens darnach. Der Gedanke, daß man ihm wehrte, die Geliebte sein zu nennen, erfüllte ihn mit Schmerzen und mit Bitterkeit, wie er sie bisher noch nicht gekannt, und doch hatte Gabriele ja Recht: er mußte sich fügen; er durfte sich nicht gegen den empören, dem er Alles verdankte; er durfte nicht so viele Wohlthaten, die er empfangen, mit Undank lohnen; er mußte den Willen seines Pflegevaters höher achten, als wenn er sein leiblicher Sohn gewesen wäre. O, daß dieser Wille so unbeugsam und streng war, jetzt, wo es sich um das ganze Lebensglück handelte. Der junge Mann fühlte sein Herz sich zuschließen bei diesem Gedanken; es war ihm beinahe, als hätte er den Mann, der ihn einst als hilfloses Kind aufgenommen und erzogen hatte; er haßte sich selber für diese Empfindung und fühlte sich unaussprechlich unglücklich; er war im qualvollsten Kampfe mit sich selbst und der Friede, auf den er wie auf ein Wunder gehofft, nahte ihm nicht am Grabe seiner Eva. Stunden vergingen so, ohne daß er es wahrnahm. Erst als ein kalter Regen in dichten Tropfen auf ihn niedersiel, raffte er sich auf und ging nach Hause.

Am andern Morgen trat er bleich und ernsthaft in seines Vaters Zimmer. Kein Wort der Bitte kam heute über seine Lippen, er sagte nur kurz und kalt, er könne unter diesen Verhältnissen nicht länger in Warthau bleiben und er wolle noch heute fort, um seine Reise nach Rom anzutreten.

Der Vater hatte nichts zu entgegnen. „Thue was Dich gut dünkt, mein Sohn,“ sagte er in demselben kalten Tone, „nur gieb mir Dein Wort, daß Du in keinen Briefwechsel mit dem Mädchen treten willst.“

„Ich gebe mein Wort,“ sagte Gotthardt nach einem Augenblicke des Stillschweigens.

Herr von Warthau war überrascht von der plötzlichen Resignation seines Sohnes, er ergriff seine Hand und sagte weicher als vorher: „Habe Muth, Gotthardt, es ist eine Prüfung, die Du bestehen mußt; Du wirst mir vielleicht später dankbar sein, daß ich sie Dir auferlegte.“

Das Blut stieg in das blasse Gesicht des jungen Mannes; er wollte erwidern, aber er bezwang sich und ging.

Er traf nun sogleich alle Anstalten zur Abreise; seine Koffer wurden gepackt, mehre Briefe geschrieben und verschiedene Bestellungen gemacht. So verging der Vormittag. Als die Glocke zum Mittagessen läutete, war er der Erste im Speisezimmer. Gabriele trat nach ihm ein. Sie erschrak über sein Aussehen.

„Sie sind unwohl, Herr von Warthau,“ sagte sie besorgt.

„Nein, Gabriele; ich habe nur gethan, was Sie meine Pflicht nannten. Sie können zufrieden sein, der Wille meines Vaters wird erfüllt.“ Er sagte diese Worte mit einer so tiefen Traurigkeit, daß sie davon erschüttert war.

„Was haben Sie gethan?“

„Ich habe erklärt, daß ich sogleich abreise und habe versprochen, daß ich nicht an Sie schreiben will.“

Sie reichte ihm die Hand und schwieg.

„Ich will geduldig sein, Gabriele,“ fuhr er fort, „aber Geduld kann nicht ohne Hoffnung sein — Du hast es mir einst gesagt — und welche Hoffnung bleibt mir?“

„Gotthardt,“ sagte sie, ihre Augen zu ihm erhebend, „Sie wissen, daß die Liebe ewig ist.“

Sein Gesicht verklärte sich plötzlich bei diesen Worten; er wollte antworten, aber die Thüre ging auf: die Kinder kamen herein und die übrigen Glieder der Familie folgten. Herr von Warthau warf einen strengen, prüfenden Blick auf das bleiche Paar. Die Stimmung bei Tische war gespannt und beinahe feierlich. Man sprach wenig und beobachtete sich gegenseitig. Gotthardt allein sprach gefaßt und ruhig mit Frau von Warthau und mit der Tante von der bevorstehenden Reise.

Gabriele sah oft zu ihm hinüber; ihr Auge strahlte von einem ungewöhnlichen Glanze; der Frieden ihrer Seele ruhte auf ihrem Gesichte.

Gegen Abend reiste Gotthardt ab. Er hatte die Geliebte nicht mehr allein sprechen können.

Herr von Warthau hatte seine Frau nochmals aufgefordert, das junge Mädchen so bald als möglich zu entlassen. Trotz aller Bitten und Vorstellungen war er unerschütterlich bei seinem Vorsatze geblieben, so daß sie sich endlich mit schwerem Herzen entschließen mußte, mit Gabrielen zu sprechen. Diese war nicht überrascht, obgleich ihr das Verfahren des Schloßherrn sehr wehe that. Sie ergab sich still in das Unvermeidliche. Am schwersten wurde ihr die Trennung von den Kindern; der Verkehr mit ihnen, ihr schöner Beruf, war ihr so lieb geworden. Sie schrieb nun an Charlotte und ihre Mutter, sie sei genöthigt, Schloß Warthau zu verlassen und bitte, ihr die alte Gastfreundschaft wieder zu gewähren. So schied auch sie kurze Zeit nach Gotthardt traurig und still von

der Stätte, wo ihr das Glück erschienen war, zum ersten Male in ihrem bisherigen Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Oheim und Nefse.

Luisa Mühlbach, eine unserer schlagfertigsten und gelesensten Schriftstellerinnen, hat soeben in dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena ihre historischen Memoirenromane, diese Koryphäen aller Lesebibliotheken, durch einen neuen, der sehr bündereich zu werden verspricht, vermehrt. Derselbe betitelt sich „Deutschland in Sturm und Drang“; bis jetzt sind die ersten vier Bände seiner ersten Abtheilung „Der alte Fritz und die neue Zeit“ erschienen. Sie werden, ganz abgesehen von ihrer geschickten Behandlungsweise, schon durch ihren anziehenden, den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen entnommenen Stoff, wiederum eine reiche Lesermenge finden. Die hier folgende, dem Roman entlehnte Episode führt uns in das Arbeitscabinet des greisen Helden, und zeigt in liebenswürdigster, jovialer Weise seine väterliche Neigung zu seinem kleinen Nefsen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm III.

„Majestät, darf ich eintreten?“ fragte eine zarte, fröhliche Kinderstimme.

Der König wandte sich hastig um und schaute nach der Thüre hin, welche sich eben leise und behutsam geöffnet hatte. In derselben stand ein allerliebster kleiner Knabe in der Uniform eines Jähndrichs, mit dem Szako auf dem Haupte und einem zierlichen kleinen Degen an der Seite.

Der König nickte ihm freundlich zu. „Ja, mein Herr Jähndrich,“ sagte er, „Du darfst eintreten, um so mehr, da ich Dich hieher beschieden habe.“

Der kleine Jähndrich hüpfte mit anmuthiger Lebhaftigkeit herein, sprang mit fröhlichen Sätzen durch das Zimmer zu dem Könige hin, nahm ohne Umstände seine Hand und drückte sie zärtlich an seine Lippen.

„Majestät!“ rief er, „Sie sagen, Sie hätten mich herbestellt, aber ich muß Ihnen sagen, ich wäre doch von selbst gekommen und hätte so lange vor Ihrer Thüre gebettelt, bis Sie mich eingelassen hätten.“

„Und wenn ich Dich nun doch nicht eingelassen hätte?“ fragte der König lächelnd.

Der kleine Jähndrich dachte einen Augenblick nach, dann sagte er mit trotziger Miene: „Majestät, dann hätte ich die Thüre mit Gewalt aufgerissen, wäre hereingesprungen, hätte mich Eurer Majestät zu Füßen geworfen, hätte Ihre Hände geküßt und gesagt: Majestät, mein König und mein lieber Großoheim, ich komme bloß, um mich viel tausend Mal zu bedanken für das Jähndrichspatent und für die wunderschöne Uniform! Ich habe mich ja so sehr gefreut zu dem Patent, welches mir Eure Majestät gnädigst geschickt haben, und dann die prachtvolle Uniform! Sagen Eure Majestät selbst, sehe ich nicht allerliebste in der Uniform aus?“

„Na ja,“ erwiderte Friedrich lächelnd, „Du siehst ganz niedlich aus. Aber, mon prince, es ist nicht genug, daß man

gut aussieht, man muß auch gut sein und handeln. Von einem Jähndrich meiner Armee verlange ich ganz andere Dinge, als von einem andern, gewöhnlichen Menschenkinde, und wer meine Uniform trägt, muß auch beweisen, daß er dieser Ehre würdig ist.“

„Majestät,“ rief der Prinz hastig, „ich versichere, parole d'honneur, daß ich gar keine dummen Streiche mache, wenn ich die Uniform trage. Eure Majestät können meinen Herrn Hofmeister Behnisch fragen. Er ist mit mir gekommen, und wartet draußen im Vorzimmer, ob Eure Majestät ihn sprechen wollen. Sie sollen 'mal sehen, Majestät, ich bekomme ein gutes Zeugniß.“

„Na, wir wollen ihn nachher bereinrufen,“ sagte Friedrich lächelnd, „jetzt können wir noch ein bißchen mit einander plaudern. Sage mir doch, Friedrich, wie steht es mit Dir, bist Du recht fleißig und hast Du tüchtig gelernt?“

„Majestät, ich muß wol tüchtig lernen, selbst wenn ich gar keine Lust dazu hätte! Der Herr Behnisch läßt mir gar keine Ruhe, und aus dem Spielen wird so viel wie gar nichts. Immer muß ich lernen, arbeiten, lesen, schreiben und rechnen. Na, und die Geographie und die Weltgeschichte! Majestät, ich wollte, es wäre gar keine Geographie und keine Geschichte in der Welt, dann brauchte ich nicht so grausam viel zu lernen und könnte mehr spielen und vergnügt sein. Meine Frau Mutter hat mir vorige Woche einen neuen Federball geschenkt. Aber glauben Eure Majestät wol, daß ich dazu komme, ordentlich mit ihm zu spielen? Kaum habe ich angefangen, so ruft mich der Herr Behnisch schon wieder zum Lernen und zum Studiren. Aber ich bin schlau gewesen, o, ich bin schlau gewesen! Als wir hierher gingen, da habe ich ganz heimlich meinen Federball dem Herrn Hofmeister in die große Tasche hinten in seinen Rod gesteckt, und so hat er ihn mir, ohne daß er es weiß, hierher tragen müssen.“

„Aber weiß Er wol, Mosje, daß das sehr unartig ist?“ fragte der König streng.

„Majestät, ich bitte um Vergebung,“ sagte der Prinz eröthend und besangen, „aber ich konnte meinen Federball nicht anders hierher bekommen. Die Uniform ist so knapp und dann, — dann dachte ich auch, es schickte sich nicht, einen Federball in die Patronentasche zu stecken, es hieße die Uniform entehren.“

„Monsieur, das ist ein guter und richtiger Gedanke,“ rief Friedrich lebhaft, „und um deswillen will ich Dir die Unart mit dem Hofmeister verzeihen. Aber warum hat denn der Hofmeister den Ball hierher bringen müssen, und was willst Du mit ihm?“

„Majestät, ich will ihn Eurer Majestät zeigen, weil er gar zu schön ist, und dann wollte ich Sie um die Gnade bitten, daß ich ein bißchen hier bei Ihnen bleiben und mit meinem Federballe spielen darf.“

„Na, wir wollen sehen, Fritz,“ erwiderte der König lächelnd. „Es soll Deine Belohnung sein, wenn ich erst weiß, ob Du eine verdient hast. Besinne Dich also und sage mir genau die Wahrheit. Ist Dein Herr Hofmeister mit Dir zufrieden?“

„Wenn Herr Behnisch nicht schilt,“ erwiderte der Prinz, „so ist das eigentlich ein Zeichen, daß ich mich sehr anständig betragen habe. Und Herr Behnisch hat nicht gescholten.“

„Na, ich will Dir glauben, Fritz, und Du sollst die Be-

lohnung haben, welche Du Dir wünschest, Du sollst ein bischen bei mir bleiben und hier Federball spielen. Geh' mal und rufe den Herrn Hofmeister herein, ich hab' noch ein paar Worte mit ihm zu sprechen."

Der kleine Prinz sprang nach der Thüre hin, aber bevor er dieselbe erreichte, blieb er plötzlich stehen und sein Gesicht nahm einen ängstlichen, verlegenen Ausdruck an.

„Was giebt's?“ fragte der König. „Warum rufft Du den Hofmeister nicht?“

„Majestät,“ erwiderte der Prinz, indem er langsam wieder zu dem Könige heranschlich, „ich hab' Angst. Herr Behnisch wird furchtbar böse werden, wenn Sie ihm die Geschichte mit dem Federball sagen. Ich bitte recht sehr, verrathen Sie mich nicht, Majestät.“

„Ja, wenn Du aber hier spielen willst, so mußt Du doch den Federball haben, den der Hofmeister in der Tasche trägt.“

„Majestät, dann will ich lieber nicht spielen,“ rief der Prinz.

„Im Gegentheil,“ sagte der König. „Deine Strafe soll sein, daß Du den Federball eben so geschickt wieder aus der Tasche heraus escamotirst, wie Du ihn hinein gebracht hast. Machst Du die Sache so behutsam, daß der Herr nichts merkt, na, dann wollen wir gar nicht davon reden; machst Du es ungeschickt, und Herr Behnisch ertappt Dich, dann mußt Du es Dir gefallen lassen, daß das Ungewitter losbricht. Also, es liegt in Deiner Hand! Während ich mit dem Hofmeister spreche, mußt Du Dein Heil versuchen. Jetzt rufe den Herrn herein!“

Der Prinz folgte jetzt mit nachdenklichem Gesichte dem erhaltenen Befehle und der Hofmeister Behnisch trat ein. Neben der Thüre blieb er stehen, und nachdem er seine dreimalige vorschriftsmäßige Verbeugung gemacht hatte, wartete er mit unterwürfiger Miene der weiteren Befehle.

„Komm' Er näher,“ sagte Friedrich. Der Hofmeister that einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen. Prinz Friedrich Wilhelm schlich leise hinter ihm drein, und seine Augen richteten sich jetzt auf die von silbernen Treppen eingefassten Taschen an den beiden herabhängenden Flügeln des fleischfarbenen Atlasfrades, mit welchem der Hofmeister sich zu dieser außerordentlichen Gelegenheit geschmückt hatte. Ein Lächeln flog über des Prinzen Angesicht hin, denn die eine dieser Taschen war ein wenig geöffnet, vielleicht weil sie überfüllt war, und aus der Oeffnung schaute ganz coquet der kleine Federbüschel des Balles hervor.

Leise, leise streckte der Prinz die Hand aus und spitzte die Finger, um nach dem Valle zu greifen.

„Komm' Er noch näher,“ sagte in diesem Moment Friedrich, der den kleinen Prinzen beobachtet hatte und den es ergöhte, ihn noch ein wenig in Erwartung zu erhalten.

Herr Behnisch machte noch ein paar Schritte vorwärts, und der Prinz blieb erschrocken und mit aufgehobener Hand hinter ihm stehen. Aber seine glänzenden blauen Augen richteten sich mit einem stehenden Ausdruck auf den König hin. Friedrich fing seinen Blick auf, lächelte dem Knaben freundlich zu und wandte sich dann an den Hofmeister.

„Ich wollte Ihm auch noch persönlich meine Meinung sagen

über Sein Bittgesuch, welches Er für den Prinzen an mich gerichtet hat,“ fuhr der König fort, und sein scharfes Auge beobachtete dabei den kleinen Prinzen, der jetzt dicht hinter seinem Lehrer stand und abermals die gespitzten Finger ausstreckte.

„Er hat zum zweiten Male an mich geschrieben und um ein Taschengeld für den Prinzen gebeten, damit dieser lerne, von dem Gelde Gebrauch zu machen. Das ist gut, sehr gut!“

Und der König nickte dem Prinzen zu, der hinter dem Rücken des Hofmeisters eben triumphirend den Federball in die Höhe hielt, welchen er ihm mit einem schnellen Griff aus der Tasche hervorgezogen. Aber das Schwierigste blieb noch zu thun übrig. Der Ball war da, doch die Ballkelle steckte noch in dem Abgrunde der Tasche, und nur eine kleine Spitze des Griffes schaute verstoßen hervor.

„Majestät,“ rief Behnisch, welcher den letzten zustimmenden Auf des Königs auf sich bezogen hatte, „Majestät, ich bin sehr glücklich, daß Sie die Gnade haben, mein Gesuch um Taschengeld zu billigen!“

Eben fuhr die Hand des Prinzen in die Tasche des gestrengen Hofmeisters, und es mochte wol etwas unsanft geschehen sein, denn Behnisch empfand die Berührung, und er war im Begriff, sich umzusehen; aber Friedrich verhinderte ihn daran.

„Höre Er,“ rief er hastig, „es wird jetzt Zeit sein, daß für den Prinzen ein geregelter Unterricht beginne, denn mit dem achten Jahre muß die Erziehung eines königlichen Prinzen rascher vorwärts gehen und nach bestimmten Principien regulirt werden. Ich will Ihm also meine Instruction geben. Er soll sie schriftlich erhalten, und ich rechne darauf, daß Er sich dieselbe so fest einprägt, daß Er sie immer vor Augen und im Herzen hat.“

„Es wird mein stetes Bestreben sein, den Befehlen Eurer Majestät pünctlich zu folgen,“ betheuerte der Hofmeister, und er sah nicht, daß hinter ihm der Prinz stand mit strahlendem Angesicht und die glücklich erbeutete Ballkelle hoch empor schwingend.

„Ich glaube Ihm, denn ich halte Ihn für einen ehrlichen Mann,“ sagte der König. „Er wird stets eingedenk bleiben der ungeheuern Verantwortung, welche auf Ihm ruht, indem Er einen Prinzen zu erziehen hat, welcher einst ein Königreich regieren soll, und von dem das Wohl und Wehe von vielen Millionen Menschen abhängig ist. Wenn diese Millionen Menschen dereinst den König, welchen Er erzogen hat, segnen, so fällt ein Theil dieses Segens auf Ihn; wenn sie aber diesem Könige fluchen, so fällt dieser Fluch auf Sein schuldiges Haupt, und Er wird die Schwere desselben fühlen, wenn Er auch schon im Grabe liegt. Dessen bleibe Er eingedenk, und danach handle Er. Und jetzt möge Er gehen, denn ich will sogleich die Instruction aufschreiben, damit Er sie noch heute erhalte! Gehe Er mit Gott!“

Herr Behnisch verbeugte sich und zog sich dann, langsam rückwärts gehend, nach der Thür zurück.

„Noch Eins,“ rief der König, indem er mit dem Krückstoc den Hofmeister wieder zu sich heranwinkte. „Damit Er sich meiner immer erinnere und unsere heutige Unterredung im Gedächtniß behalte, will ich Ihm ein kleines Souvenir geben.“

Er öffnete die Schatulle des Schreibtisches, neben welchem er saß, und nahm eine goldene Tabatière hervor, auf welcher der Namenszug des Königs in Brillanten funkelte.

„Nehme Er diese Tabatière,“ sagte der König freundlich nickend. „Er wird wol zuweilen eine prise de contenance nöthig haben.“

Er reichte dem entzückten und gerührten Hofmeister die Tabatière dar und winkte, um ihn jeder Dankfagung zu überheben, hastig nach der Thüre hin.

„Majestät,“ stammelte Herr Behnisch mit Thränen in den Augen, „Majestät, ich“ —

„Er ist ein rechtlicher Mann, und so lange Er das bleibt, kann Er meines Wohlwollens gewiß sein. Adieu!“

„Na,“ sagte der König dann, als die Thüre sich hinter dem Hofmeister geschlossen hatte, „na, Fritz, Du hast also Deinen Federball attrapirt?“

„Hier ist er, Majestät,“ jubelte der Prinz, indem er Ball und Kelle triumphirend in die Höhe hob.

„Du hast Dir Deine Belohnung verdient, und sollst sie haben,“ nickte der König. „Du bleibst bei mir im Zimmer und kannst mit Deinem Valle spielen. Nur nimm Dich in Acht und mache mir nicht zu viel Lärm und Wirthschaft, denn ich will schreiben.“

Karl I.

Hospodar von Rumänien.

(Mit Stahlstich.)

Als am 20. April 1839 im schönen Schwabenlande den Bewohnern von Hohenzollern-Sigmaringen verkündet wurde, daß ihrem Fürsten Anton von der allverehrten Fürstin Josephine (Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der geistvollen napoleonischen Prinzessin Stephanie) ein Prinz geboren sei, hätte es einer ganz besondern Sehrgabe bedurft, zu prophezeien, daß dieser Knabe in fürstlicher Wiege von den wunderbaren Wegen Gottes dazu bestimmt sei, dereinst im Osten Europas einen Thron zu besteigen, dessen Gesche und Gesichte so viele buntverworrene Fäden bilden, die aber durch Karl von Hohenzollern sich zu einer glückverheißenden Zukunft verweben zu wollen scheinen.

Prinz Karl und seine fünf Geschwister, von denen zwei, Erbprinz Leopold und Prinzessin Stephanie († als Königin von Portugal) älter, — drei, die Prinzen Anton († heldenmüthig kämpfend im deutschen Kriege dieses Jahres) und Friedrich und Prinzessin Maria jünger als er, verlebten, mustergiltig erzogen, eine durch gegenseitige Liebe verbundene glückliche Kindheit, welche jedoch die Stürme der unheilvollen Jahre 1848 und 1849 nur allzubald mit dem rauhen Ernste des Lebens berühren sollte. Fürst Karl Anton, der bekanntlich in den Jahren 1858 bis 1862 k. preussischer Ministerpräsident war, entsagte in edlem selbstlosen Patriotismus seiner Regierung am 7. December 1849 zu Gunsten des Königs von Preußen, und die fürstlichen Kinder schieden tiefbetrübt aus ihren heimatlichen traulichen Thälern und vertauschten dieselben mit Düsseldorf, der nunmehrigen Residenz ihrer Aeltern.

Je mehr sich die seltenen Geistesgaben des Prinzen Karl, in dem das ächte Blut der Hohenzollern pulst, entwickelten, um

desto mehr drängte es ihn aus dem eintönigen Garnisonleben — er war, nachdem seine Erziehung im älterlichen Hause vollendet, in die Armee eingetreten und Premier-Lieutenant à la suite des k. preussischen Garde-Drägoner-Regiments Nr. 2 geworden — aus den inhaltleeren Freuden glänzender Geselligkeit zu einem thatkräftigen frischen Leben, und so kam es, daß er mit Freude und Begeisterung die auf ihn im April dieses Jahres gefallene Wahl der gesetzgebenden Versammlung der Rumänen, die ihn zum Hospodar erhob, annahm. Die der Türkei tributären beiden Fürstenthümer Walachei und Moldau vereinigten sich bekanntlich unter der Flagge: Blau, gelb, roth, und unter dem Namen Rumänien im Jahre 1861, die Proclamation ihrer Union erfolgte in Bucharest und Jassy am 23. December 1861. Fürst Alexander Johann I. (vormals Oberst Cuza, dann Fürst der Moldau und Walachei) war der erste Hospodar der Rumänen. Seine Herrschaft war aber nicht von langer Dauer, er mußte, des Thrones entsetzt, im Anfange dieses Jahres aus Bucharest fliehen. Zu seinem Nachfolger wurde am 23. Februar Philipp Graf von Flandern, Bruder des jetzt regierenden Königs der Belgier gewählt, welcher jedoch die Wahl ablehnte.

Am 13. Mai wurde Karl von Hohenzollern als Karl I. proclamirt und am 22. Mai erfolgte sein feierlicher Einzug in Bucharest. Sein Muth und seine Energie, die er mit anspruchsloser Einfachheit, ritterlichem Auftreten und feinen eleganten Manieren zu einen weiß, haben ihm im Fluge die Zuneigung der Rumänen erobert, und jetzt, indem wir diese Zeilen schreiben, weist er, der Sohne Einer des schönen Schwabenlandes, ein mit allen Ehren empfangener Gast am Hofe des Sultans zu Konstantinopel, seines Lehnsherrn, dessen Anerkennung nicht wenig dazu beitrug, seine schwierige Stellung zu befestigen.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Die Geologie der Gegenwart. Dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1866. Das vorliegende Buch, wol eines der trefflichsten, womit in diesem Jahre deutscher Fleiß die Wissenschaft bereichert hat, will kein Lehrbuch, sondern eine Kritik der Geologie sein, in welcher die Gegenwart, diese ideale Zeitgrenze, nur wenig nach rückwärts und vorwärts überschritten wird. Die Veranlassung zu dem Erscheinen des Werkes gab dem Herrn Verfasser das hundertjährige Jubiläum der alterbühmten Bergakademie zu Freiberg, an welcher er bekanntlich als akademischer Lehrer wirkt und in deren Hörsälen zuerst öffentliche Lehrvorträge über Geognosie gehalten worden sind. Wir würden hier das Werk nicht erwähnt haben, da die strenge Wissenschaft jenseits unserer Grenzen liegt, wäre dasselbe in seiner Fassung, die überall nicht allein den Geologen von Fach, sondern vielmehr den bloßen Freund der Wissenschaft im Auge hat, nicht ganz zum Vorlesen im Familientreise geeignet. Giebt es doch kaum im weiten Reiche der Naturwissenschaft ein fesselnderes Gebiet als das der Geologie, denn was könnte uns

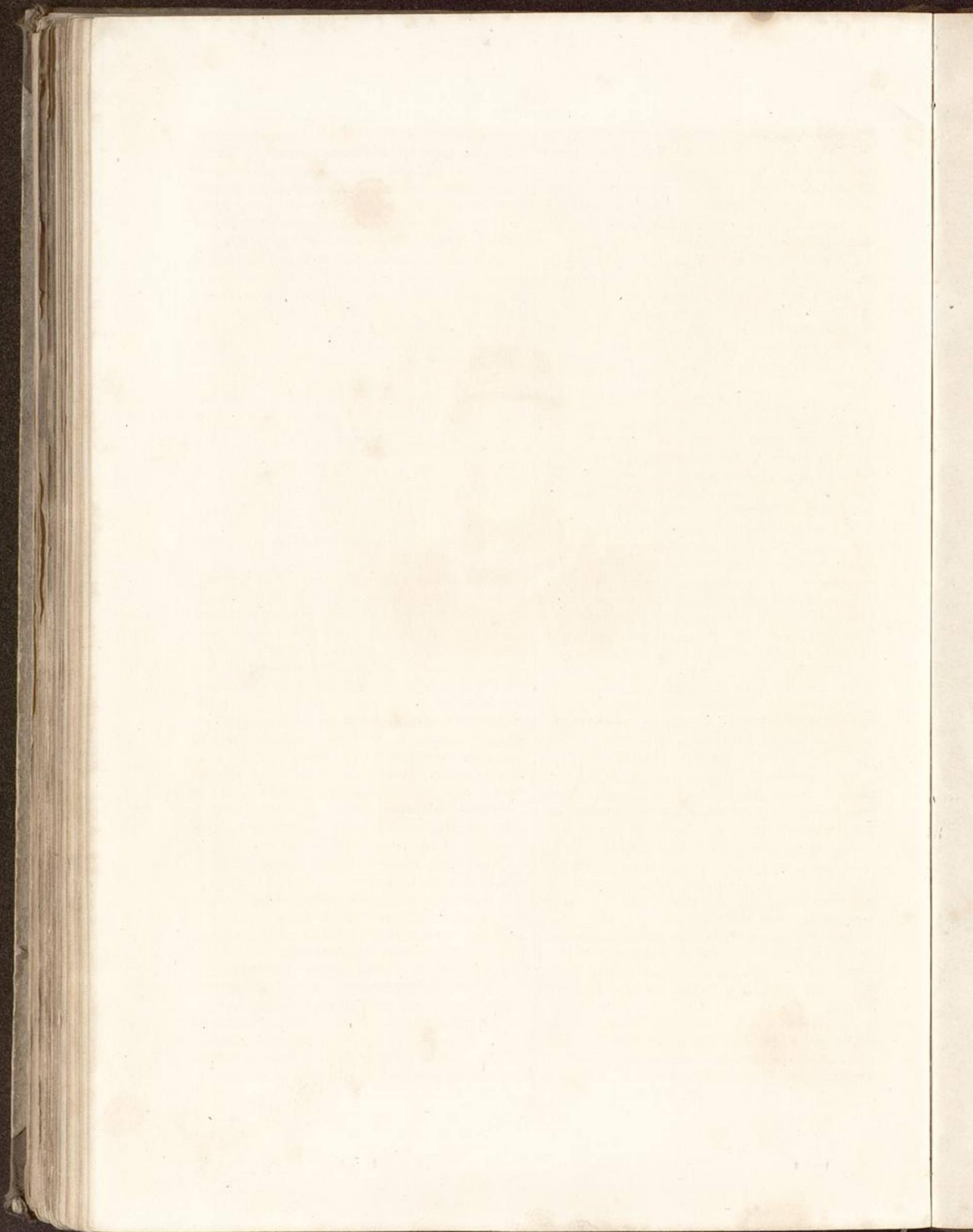


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. W. G. L. Leipzig

Carl
Fürst von Rumänien

König der Dänischen Inseln



Erdbewohnern von näher liegenderem Interesse sein, als das Studium des Erdbaus und seiner Entstehung? Ganz besonders machen wir unsere Leser auf die fesselnd geschriebenen Abschnitte: „Geologie und Geschichte“, „Geologie und Astronomie“, „Geologie und Poesie“ und „Geologie und Philosophie“ aufmerksam.

Von der bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden, von Pecht und Ramberg gezeichneten trefflichen „Schiller-Galerie“ liegen uns in der Octav-Ausgabe nunmehr die zweite bis fünfte Lieferung vor. Am Gelungensten finden wir in demselben die Gestalten des „Demetrius“, der „Elisabeth von Valois“, der „Lady Milford“ und vor Allem charakteristisch die der „Gustel von Blasewitz“. Auch sei der Text von Friedrich Pecht der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen.

Von Brachvogel ist ein neuer dreibändiger Roman „Hogarth“ erschienen.

Die Universität Jena hat durch den Tod des Prof. Dr. Karl Scheidler, der kürzlich daselbst im 71. Lebensjahre starb, einen herben Verlust erlitten. Bekannt sind seine Schriften über akademische Propädeutik, über Studentenverbindungen und über das Turnwesen. Scheidler war Mitbegründer der Burschenschaft von 1815 und nahm am Wartburgfeste von 1817 Theil, so daß er der Mittelpunkt der Jubelfeier im Jahre 1865 war.

Die in Paris soeben ausgegebene neue Wochenschrift „La Libre Pensée“ begleitet ihre erste Nummer mit folgendem Glaubensbekenntniß: „Unser Zweck ist: Den menschlichen Geist von Hypothesen und Aberglauben zu befreien; unser Gesetz: Nur solche Schlüsse zuzulassen, die auf Beobachtung und Erfahrung gegründet sind. Wir nehmen auf die Autorität keiner Seele, keiner Schule, keines noch so berühmten Menschen hin eine den beobachtenden Thatsachen widersprechende Behauptung an. Wir kennen keine andere Regel, als jene der Erfahrungsmethode.“ — Ferner erscheint zu Paris noch eine neue, der eben genannten sehr entgegengesetzte Monatschrift zu dem geringen Preis von 5 Franken. Sie führt den vielversprechenden Titel: „Les Couliasses Parisiennes“. Als Redacteur derselben wird Michel Mortié vom „Rain Jaune“ genannt.

Miß Cummins, die Verfasserin des „Lamplichter“ und anderer Erzählungen, die bei unsern Leserinnen gewiß in gutem Andenken stehen, ist in der amerikanischen Stadt Dorchester nach langer Krankheit gestorben.

Eine kürzlich in Paris veröffentlichte Flugschrift, die sich „Proudhon expliqué par lui même“ betitelt, enthält zwei bisher noch ungedruckte Briefe des originellen Denkers, in welchen der paradoxe Satz „Das Eigenthum ist Diebstahl“ mit neuen Argumenten verfochten wird.

Eine „Geschichte der Erlebnisse der Familie Bonaparte in America“ ist dem Vernehmen nach in Vorbereitung. Die noch lebende Gattin des König Jérôme's, Frau Patterson, soll dem Autor bereits sehr pikantes Material zur Verfügung gestellt haben.

Theater und Musik. Der Musikverein Euterpe zu Leipzig eröffnete unter glückverheißendem Anfang den Cyklus seiner diesjährigen Abonnementsconcerte mit der Aufführung des Gluck'schen „Orpheus“. Die musikalische Leitung der Concerte ist

wiederum Herrn Capellmeister von Bernuth anvertraut; Frau Blume vom Hoftheater zu Dresden sang die Partien der „Euridice“ und des „Amor“ in stylvoller Vollendung, ihr schöner Sopran schmiegte sich willig der classischen Aufgabe; auf nicht ganz gleicher Höhe stand der „Orpheus“ von Fräulein Schred aus Bonn; die Behandlung des Recitativs war von dilettantischer Färbung. Chor und Orchester leisteten Ausgezeichnetes.

Im Drurylane-Theater zu London hat man unter ungeheurem Jubel des Publicums zum ersten Male Goethe's „Faust“ in der Form des Originals, wie es auf dem deutschen Theater gegeben wird, in der Uebersetzung von Bayle-Bernard aufgeführt. Faust und Gretchen fanden sehr — — vernünftige Vertreter: Den berühmten, aber leider sehr alternden Darsteller Shakespeare'scher Gestalten, Herrn Phelps und Fr. Sedgwick, eine Dame, die schon vor fünfzehn Jahren nicht mehr jung war, ihren Ruf dem groben Lustspiele und der Posse verdankt, sich längere Zeit von der Bühne zurückgezogen und die man wieder hatte hervorsuchen müssen, weil es in England an Schauspielerinnen von Bedeutung absolut fehlt.

Auf der k. Hofbühne zu München ist der „Don Juan“ unter dem Jubel der Menge, neu einstudirt mit den Recitativen aufgeführt worden. Die Damen Mallinger, Diez und Thoma zeichneten sich als „Donna Anna“, „Elvira“ und „Berline“ aus, nicht minder die Herren Kindermann und Bauswein als „Don Juan“ und „Leporello“.

Die Winterfaison wurde in Heidelberg durch ein gediegenes Concert des dortigen Instrumentalvereins zum Besten der Kriegsbeschädigten in der Main- und Taubergegend unter Leitung des Capellmeisters Boch eröffnet, in dem Herr Bassermann als Sänger und der Composit Gutmann aus Paris als Pianist mitwirkten. Den Anfang des Concertes bildete die Dur-Symphonie von Beethoven, den Schluß die Ouverture zu „Ruy-Blas“ von Mendelssohn.

Aberts melodienreiche Oper „Astorga“ hat sich auch auf dem leipziger Stadttheater bei ihrer ersten Aufführung des durchschlagendsten Erfolges zu erfreuen gehabt. Der Componist, welcher seine Oper selbst dirigirte, wurde nach jedem Actschlusse von dem vollen Hause hervorgejubelt. Herr Groß und die Damen Blaczel und Dumont „Astorga“, „Eleonore“, „Angioletta“ waren im Gesang und Spiel gleich ausgezeichnet und theilten sich mit Herrn Abert in die Ehren des Abends.

Rudolf Gottschall weilt gegenwärtig in Paris und studirt daselbst das pariser Theaterwesen. Er hat den Plan, mehre seiner Dichtungen, namentlich aber „Pitt und Joz“, mit welchem er in Deutschland seinen bedeutendsten Erfolg erreichte, in's Französische übersetzen zu lassen und auf einer der pariser Bühnen zu Aufführung zu bringen. Bereits befindet sich in Paris das Werk eines andern deutschen Schriftstellers, der „Narcis“ von Brachvogel in der Vorbereitung zu ähnlichem Zwecke.

Das mit großem Lärm seit langer Zeit angekündigte Melodram „Major Trichmann“ von Anicet Bourgeois und Ernest Bloum ist bei seiner ersten Aufführung in der „Gaité“ zu Paris schmählich durchgefallen. Es behandelt die aufgewärmte Ge-

sichte von Robert und Bertram. Paulin Menier, ein in gewissen Specialitäten bedeutender Schauspieler, unterlag in der Rolle Robert Macaire's, die durch Frederic Lemaitre seiner Zeit zu einem unvergesslichen, schwer zu erreichenden Typus gemacht worden ist.

Die beiden neuesten Lustspiele von Roderich Benedix „Die Epigramme“ und „Das Mutterköhnen“ sind schon auf mehren bedeutenden Bühnen mit unzweifelhaftem Erfolge aufgeführt worden.

Director Engelsen ist von der Leitung des münchener Volkstheaters zurückgetreten. Sein Nachfolger ist Johann Schwaiger.

Die Eröffnung des neuen Stadttheaters zu Leipzig soll am 1. Januar 1868 erfolgen.

Frau Rainz-Prause bleibt dem k. k. Hofoperntheater zu Wien erhalten. Sie trat nach Erneuerung ihres Contractes zum ersten Male als „Elisabeth“ im Landhäuser wieder auf, und wurde vom Publicum sehr freundlich empfangen.

Ein Herr von Adelsburg in Wien hat eine Oper „Wallenstein“ — nach Schiller — vollendet.

Joachim wird in nächster Zeit schon von Hannover nach Berlin übersiedeln.

Desirée Artot gastirt auf dem Stadttheater zu Hamburg und erzielt die größten Erfolge.

Die Winter-Concerte im Krystall-Palast zu London sind nunmehr eröffnet worden. Mehr als 6000 Personen besuchten das erste Concert und spendeten Herrn Manns und seiner Capelle den reichlichsten Beifall.

Die Societé Sainte Cécile in Bordeaux hat im Januar dieses Jahres einen Preis für eine Symphonie ausgeschrieben, welche in einer goldenen Medaille, im Werth von 300 Franken besteht. Vierzehn Partituren sind eingegangen, darunter nur eine außerfranzösische und zwar aus Zürich.

Bildende Künste. Zu Constanz ist die aus der Werkstätte des Bildhauers Hans Bauer hervorgegangene kolossale Büste Wessenbergs enthüllt worden. Sie hat ihren Platz in einer Nische des Wessenberghauses gefunden. Zur Verherrlichung der Feier waren der Großherzog und die Großherzogin von Baden herübergekommen, — aber kein Geistlicher wohnte der Feier bei.

Die Stadt Liverpool hat beschlossen, einen ihrer öffentlichen Plätze mit einer Reiterstatue der Königin Victoria schmücken zu lassen. Die Ausführung des Standbildes, dessen Kosten auf 5000 Pfd. St. veranschlagt sind, ist einem Herrn Thornycroft übertragen worden. Bildhauer und Erzgießer halten jetzt in England eine fröhliche Ernte. Auch dem Schatzkanzler Gladstone will Liverpool, seine dankbare Vaterstadt, noch bei Lebzeiten eine Marmorstatue in der St. Georges Hall setzen, mit deren Ausführung der Bildhauer Adams beauftragt ist. Der Künstler beabsichtigt Gladstone in der Amtstracht darzustellen.

Unter den photographischen Ansichten in Groß-Folio nehmen die bei Domeier und Hauff in London und der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig veröffentlichten, durch ihren Kunstwerth eine der ersten Stellen ein. Vorzüglich zu empfehlen sind die in schwarzer und colorirter Ausgabe erschienenen Ansichten von

Venedig (27 Blätter), England und Schottland (10 Blätter), Rom und Umgegend (18 Blätter) und vom Rhein (24 Blätter).

Der Glasmaler Gilmmeister zu Schwerin hat für die dortige Nicolaikirche eine Anzahl von Fenstern mit musivischen Mustern ausgeführt.

Die zu München für diesen Herbst angezettelt gewesene Auction der pommersfelder Gemälde-Galerie ist der ungünstigen Zeitverhältnisse wegen auf nächstes Jahr verschoben worden.

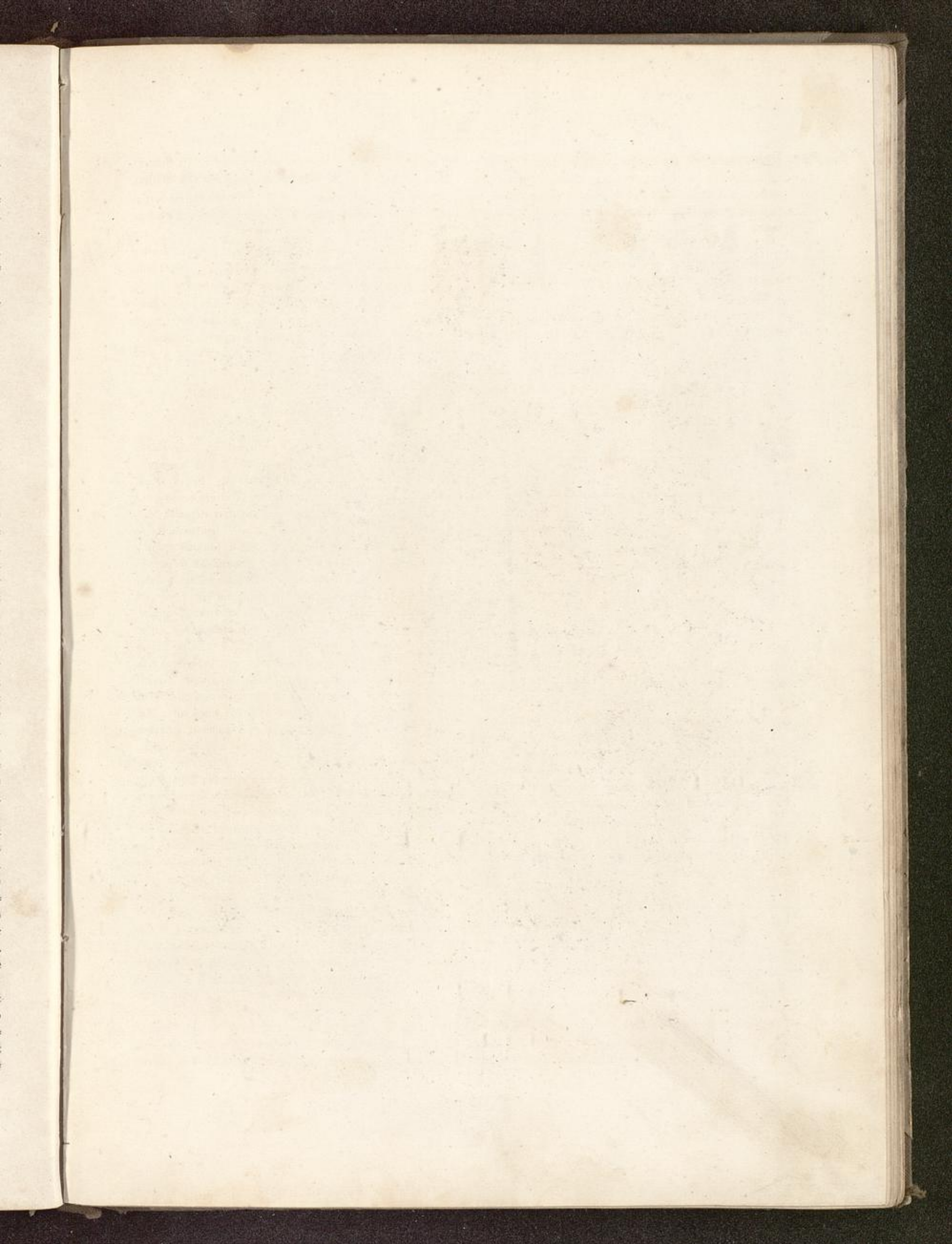
Für das innsbrucker Museum ist das Gemälde des Professor Blaas „Der Raub der venetianischen Bräute“ um 2200 Gulden aus dem Fonds der Eschage'schen Galerie erworben worden.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Hat man den Sommer über nicht aufgehört, weiße Taillen zu tragen, so finden dieselben jetzt bei dem Beginn der winterlichen Saison mit der Eröffnung der Concerte, kleinen Gesellschaftsabende und Theater aufs Neue wieder große Verwendung, da wol Nichts besser zur Vervollständigung einer eleganten Halbtoilette geeignet ist, als eben diese Taillen — freilich müssen sie jetzt etwas anders und zierlicher beschaffen sein als für den Sommer, wo eine größere Einfachheit am Plage ist. Am modernsten ist es, solche Taillen aus Clunyspitzen und buntem Sammet- oder Seidenband zu schwarzseidenen Röcken zu tragen, denn schwarz ist und bleibt nun einmal gegenwärtig die beliebteste Modefarbe. Wir wollen hier zwei der neuesten Spitzentailen beschreiben. Die eine bestand aus abwechselnden Streifen von Cluny-Einsatz und fingerbreitem schwarzen Sammetband und hatte einen sehr breiten, vorn in zwei große spitze Zaden zulaufenden Kragen; die Taille war halb verdeckt durch ein schwarzseidenes Nieder mit einer nach aufwärts gerichteten Schnebe, das rings mit weißer Guipure besetzt war. Die Ärmel, lang und halbweit, bestanden aus weißem Tüll mit einer breiten Epaulette und einer spitzen Manschette aus Guipure und Sammetband. Die andere Taille war fast noch eleganter und ganz besonders für eine schlanke Gestalt höchst kleidsam; über einer Untertaille aus glattem weißen Tüll waren abwechselnd weiße Tüllpuffen und rothe, mit weißem Guipure-Einsatz bedeckte Bandstreifen aufgenäht, während um die Schultern bis vorn herunter eine bogenförmige Borte aus doppelten Tüllpuffen, von beiden Seiten mit rothen Bandstreifen und Cluny-Guipure besetzt, lief; der Rücken war glatt, die halbweiten Tüllärmel hatten eine Puffe und manschettenartige Verzierung von Tüllpuffen und Bandreihen. Das Ganze sieht frisch und elegant aus und macht sich schon darum etwas jugendlicher als die vorher beschriebene Façon, weil hier kein großer Kragen, sondern nur ein mit schmaler Spitze garnirtes und mit Guipure verschleiertes rothes Band um den Hals läuft.

Eine geschmackvolle neue Verzierung der Balltoiletten bildet die Dagmarschärpe, welche nur aus Sammet gefertigt wird und aus Schößen besteht, die an einem Gürtel befestigt sind. Ringsherum ist der Rand in tiefe, hinten auf dem Rocke eine Art Fächer bildende Zaden ausgeschnitten, der mit Gold- oder Silber-





Allgemeine Moden-Zeitung
Leipzig.

knöpfen besetzt ist. Eine derartige Schärpe aus blauem Sammet war zum Beispiele um die Taden mit Goldspitzen garnirt und hinten mit strahlenförmigen Reihen von kleinen Goldknöpfen benäht, während an den Seiten Taschen aus Goldspitze angebracht waren; ebenso geschmackvoll nahm sich eine Dagmarschärpe aus kirschrothem Sammet, mit Wachsperlen und weißen Spitzen besetzt, aus.

Die Gesellschafts-Coiffuren für die gegenwärtige Zeit sind sehr einfach, aber höchst geschmackvoll und bestehen meistens aus Sammetbandeletten, die mit zierlichen Blumen benäht sind und hinten in langen Enden herabhängen. Bunte Ketten auf schwarzem Sammetband sehen sehr schön aus, während eine Guirlande von grünen Nelkenblättern den Chignon umgibt; so auch Stiefmütterchen von verschiedenen Schattirungen mit Knospen und Blättern auf einem Silberbände, das sich um den Kopf schlingt, indem links eine Ranke von Blättern herabhängt. Noch einfacher sieht eine schöne weiße oder gestreifte Camellie mit Sammet- oder Atlasblättern aus, die auf einem schwarzen Sammetbände befestigt wird, das hinten in langen Enden auf den Rücken niederfällt; auch Verbenenbouquets auf grünem Sammet sieht man häufig.

Modenblatt No. 55.

(Herren-Moden No. 5.)

1) Gesellschaftsanzug. Schwarzer Frack mit breitem platten Kragen und großen abgerundeten Revers, mäßig langen schmalen Schößen und halbweiten Ärmeln. Die weiße Weste hat einen sehr weit offenen Shawlkragen und schließt blos mit drei Knöpfen, so daß das breitfaltige Oberhemd völlig sichtbar ist, unter dessen herabgeschlagenem Colinkragen eine weiße Fou-lardcravatte geschlungen ist. Die schwarzen Beinkleider sind halb-anliegend und die Handschuhe aus strohgelbem Glacleder.

2) Promenadenanzug. Schwarzer Cylinder mit gradem Kopf und schmalem, etwas geschweiftem Rande. Brauner Mac-Farlane-Ueberrock mit ziemlich breitem Kragen aus demselben Stoffe, halbweiten Ärmeln mit breitem Ueberschlage und Taschen an jeder Seite. Der Rock ist sackartig weit, vorn zweireihig gemacht und sehr lang. Die Beinkleider bestehen aus dickem hell-grauen carrirten Stoffe. Um den aufrechtstehenden Hemdtragen läuft eine violette Shawlcravatte; die Handschuhe sind blaugrau.

3) Winteranzug. Schwarzer Cylinder mit geschweiftem Kopfe und ziemlich breitem Rande. Twine aus glattem dunkel-blauen Stoffe mit einem mäßigbreiten Kragen aus grauem Astrachan oder Krimmer, wie denn auch der ganze Rock mit diesem Pelzwerke eingefast und die Taschen und Ärmelausschläge damit garnirt sind. vorn schließt der Rock vermittelst drei Brandebourgs aus Passenterie mit Oliventknöpfen. Halb-anliegende Beinkleider aus hellbräunlichem Stoffe mit gemusterten Streifen; gelbliche Handschuhe und aufrechtstehender Hemdtragen mit rother Shawlcravatte.

Fenilleton.

Verloren und zurückgewonnen. „Geht Du diesen Abend aus?“ sagte Mistriß Hayes verdrießlich, als ihr Mann vom Tische aufstand und seinen Ueberzieher anzog.

— Ja, ich habe ein Geschäft mit Moore abzumachen. Ich werde früh nach Hause kommen. Laß eine Lampe in die Bibliothek sehen. Gute Nacht!

Und mit einem gleichgiltigen Kopfnicken verließ William Hayes das Zimmer.

— Immer dasselbe, murmelte Lizzie Hayes, indem sie sich wieder auf das Sopha setzte. — Er geht jeden Abend aus. Ich glaube, er macht sich nicht mehr das Geringste aus mir und doch sind wir erst seit zwei Jahren verheirathet. Ich bin überzeugt, daß kein Mann in seinem Hause eine größere Ordnung finden kann. Ich gehe nirgends hin, ich bin gar nicht verschwenderisch und doch glaube ich, er liebt mich nicht mehr. Ach, wie geht das zu? Ich war nicht reich, er heirathete mich nicht um des Geldes willen und er muß mich damals geliebt haben; weshalb behandelt er mich jetzt mit einer solchen Vernachlässigung?

Lizzie schlief zwei Stunden lang ganz ruhig, aber dann erwachte sie plötzlich. Sie richtete sich auf, blickte nach der Stuhluhr und seufzte traurig bei der Aussicht auf die lange Zwischenzeit bis zum Schlafengehen.

Die Bibliothek befand sich genau oberhalb des Zimmers, in dem Lizzie war, und durch das Camin herab drang eine Stimme zu den Ohren der jungen Frau. Es war die ihres Gatten.

— Nun, Moore, was soll ein Mann thun? Ich muß irgendwo Vergnügen haben. Wer hätte sich einbilden können, daß die so hübsche, heitre, liebende Lizzie sich in eine so verdrießliche Nachteule, wie sie jetzt ist, verwandeln könnte? Welcher Mann wird wol zu Hause bleiben, um den ganzen Abend seiner Frau zuzuhören, wie sie sich über die lästigen Diensthöten, ihren Kopfschmerz und alle Arten von Verdrießlichkeiten beklagt? Lizzie hat eine wahre Manie, fortwährend zu wehklagen; auf mein Wort, ein Scherz kommt nicht mehr über ihre Lippen.

Lizzie saß wie betäubt. War das wahr? Sie blickte in den Spiegel. Wenn auch nicht ganz eine Nachteule, so war ihr Anzug doch sicher nicht passend, wenn sie des Abends auch wirklich mit William ganz allein war.

Sie stand auf und ging leise in ihr Zimmer mit bitteren kummervollen Gedanken und dem festen Entschlusse, sich das Herz ihres Gatten wiederzugewinnen und dann, wenn ihr dies gelungen sei, sich seine Liebe zu erhalten.

Am nächsten Morgen kam William mit seiner gewöhnlichen sorglosen Manier in das Frühstückszimmer, aber ein freudiges Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, als er Lizzie erblickte. Ein schönes Singhamkleid mit einem sehr hübschen Kragen und Ärmel von schneeweißem Musselin und ein Kranz von sanften, vollen Locken hatten sie in der Wirklichkeit ganz umgestaltet, während die Röthe, welche der bewundernde Blick ihres Gatten über ihre Wangen verbreitete, ihre Schönheit noch erhöhte. Zuerst glaubte William, es müsse ein Gast da sein, aber als er sich umsah, fand er, daß sie ganz allein waren.

— Komm, William, Dein Kaffee wird sonst kalt, sagte Lizzie mit einer heitern gefälligen Stimme.

— Zuerst mußt Du mir mein Frühstück mit einem Kusse verfäßen, lautete William's Antwort, der sofort auf sie zuschritt, und Lizzie's Herz klopfte vor Wonne, als sie den Ton und die Manier des frühern Geliebten wieder erkannte.

Während des Frühstücks vernahm William kein verdrießliches Wort, nicht eine einzige Klage. Die Zeitung, der gewöhnliche Tröster zu dieser Stunde, blieb heute unberührt, da Lizzie über jeden erfreulichen Gegenstand, der ihr einfiel, heiter plauderte, weil sie durch seine dankbare und herzliche Manier mehr erwärmt wurde.

— Du wirst heute zum Diner nach Hause kommen? sagte sie, als er fortgehen wollte.

Ich kann heute nicht, Lizzie; ich habe Geschäfte außerhalb der Stadt, aber ich werde frühzeitig zum Thee da sein. Sorge für etwas Substantielles, denn ich werde wahrscheinlich heute gar nicht diniten. Lebe wohl!

Und sein lächelnder Blick, der warme Kuß und sein ganzes Wesen bildeten einen auffallenden Contrast gegen sein nachlässiges Wesen am vorhergehenden Abend.

— Ich bin auf dem rechten Pfade, sagte Lizzie leise zu sich selbst.

— O, welch eine Thörin bin ich die letzten zwei Jahre gewesen! Eine verdrießliche Nachteule! William, Du sollst nie wieder Ursache haben, das zu sagen.

Lizzie liebt ihren Gatten mit einer wirklichen weiblichen Ergebenheit und ihre Lippen zitterten, als sie an die Worte dachte, die er seinem Freunde Moore im Vertrauen gesagt hatte, aber sie unterdrückte das bittere Gefühl und überlegte, was sie zur Erreichung ihrer Absichten weiter zu thun habe. Das Piano, welches seit Monaten nicht berührt worden war, wurde geöffnet und die leinenen Ueberzüge von den Möbeln abgenommen.

— Er soll kein Besuchzimmer freundlicher finden, als sein eigenes, das ist mein fester Entschluß.

Die Theezeit kam und William mit ihr. Eine kleine Figur in einem geschmackvollen glänzenden seidnen Kleide, weichen Locken und mit einem solchen lebenswürdigen Erröthen und Lächeln stand bereit, ihn zu bewillkommen, als er eintrat; und die Theezeit ging ganz in derselben Art vorüber, wie es mit dem Frühstücke gewesen war. Nach dem Thee war keine Bewegung, wie früher gewöhnlich, nach dem Gute und Ueberzieher.

William stand zaudernd und plaudernd neben dem Tische, bis Lizzie aufstand. Sie führte ihn in das hellerleuchtete, warme Besuchszimmer, wo sie Alles geschmackvoll eingerichtet hatte, wo sie sich nebeneinander auf ein Sopha setzten. Er fühlte, als mache er ihr von neuem den Hof, während er ihre Finger überwachte, die sich mit einer hübschen weiblichen Arbeit beschäftigten und auf ihre heitere Stimme lauschte, die er vor zwei Jahren so warm liebte.

— Was machst Du da, Lizzie?

— Ein Paar Pantoffeln. Erinnerst Du Dich nicht, wie sehr Du das Paar bewundertest, die ich — ach vor so langer Zeit für Dich verfertigte?

— Ich erinnere mich ihrer, sie waren von schwarzem Sammet mit Blumen darauf. Ich war gewohnt, meine Füße auf die Platte vor dem Camine zu stellen und von blauen Augen und weichen Locken zu träumen, und dann wünschte ich, die Zeit möge den Tag schneller herbeiführen, der mir mein liebes Weibchen in mein Haus brachte, die mich mit ihrem musikalischen Talente erfreute.

Lizzie's Gesicht wurde für einen Augenblick traurig, als sie an die letzten zwei Jahre dachte, und wie selten sie sein liebendes Herz mit Musik erfreute und so sich dasselbe mehr und mehr entfremdet hatte, und dann sagte sie:

— Ich möchte wol wissen, ob Du die Musik noch eben so sehr liebst wie damals?

— Ganz natürlich liebe ich sie. Ich gehe öfters in das Haus der Mistris Smith aus keinem andern Grunde, als um dort Musik zu hören.

— Ich spiele und singe aber besser als Mistris Smith, sagte Lizzie schmollend.

— Aber Du sagst stets, wenn ich Dich bitte, etwas zu singen oder zu spielen, Du seist aus der Uebung gekommen.

— Ich habe das Piano diesen Morgen stimmen lassen und wir wollen sehen, wie es klingt.

William hörte das freudig und während er ihr Nähzeug beseitigte, nahm Lizzie auf dem Pianostuhle Platz. Sie hatte eine sehr liebliche Stimme, nicht kräftig, aber höchst musikalisch und sie war eine sehr treffliche Pianofortspielerin.

— Balladen, Lizzie.

— O, ich weiß, Du hörst nicht gern Opernmusik in einem Zimmer.

Ein Gesang nach dem andern mit einem Nocturno, einem Marsche oder einem andern kleinen Stücke abwechselnd füllte eine andere Stunde sehr angenehm aus.

Die kleine Stuhluhr schlug elf Uhr!

— Elf! Ich dachte, es wäre erst etwa neun. Ich sollte um Entschuldigung bitten, Lizzie, wie ich früher zu thun pflegte, wenn ich so lange bei Dir geblieben war; und ich kann aufrichtig sagen, was ich damals sagte, die Zeit sei mir so angenehm vergangen, daß ich kaum glauben könne, es sei schon so spät.

Das Piano wurde geschlossen, Lizzie's Arbeit in ihr Körbchen gelegt und William war im Begriffe, die Treppe hinauf zu gehen; aber als er sich umsah, erblickte er sein kleines Frau'chen in der Nähe des Camins mit gefalteten Händen, niedergebeugtem Kopfe, während große Thränen aus ihren Augen die Wangen herabrollten. In einem Augenblicke war er an ihrer Seite.

— Lizzie, mein Liebling, bist Du krank? Was fehlt Dir?

— O, William, ich war eine so schlechte Frau. Ich hörte es, als Du gestern dem Herrn Moore erzähltest, wie sehr Du Dich in mir getäuscht habest; aber ich will versuchen, Dir Dein Haus angenehm zu machen. Ganz gewiß will ich das thun, aber Du mußt mir auch verzeihen und mich wieder lieben.

— Dich lieben! O, Lizzie, Du kannst Dir vorstellen, wie sehr und wie innig ich Dich liebe.

Und als das kleine Frau'chen sich zu Bette begab, dachte sie:

— Ich habe ihn wieder gewonnen! Was aber noch weit besser ist, ich weiß nun, wie ich mir seine Liebe erhalte. C.

Der Leibschneider Napoleons I. Aus Paris schreibt man in den letzten Tagen des October:

„Herr Leger ist auf seinem prächtigen Schlosse zu Ville d'Aray gestorben. Wissen Sie, wer Hr. Leger, der als ein hundertjähriger Greis starb, war? Nun, Leger war der Schneider des ersten Napoleon, der Erfinder des historischen grauen Ueberrocks, der Schöpfer der traditionellen grünen Uniform der Chasseurs von der Garde, in welcher Napoleon sich begraben ließ, aber auch der Mann, dessen Hand den römischen Kaisermantel aus Purpur schnitt, in welchem Napoleon zu Notre-Dame gesalbt wurde. Der Grundbesitz, welchen der berühmte Schneider hinterläßt, ist sehr bedeutend, seine Erben werden denselben parcelliren und einzeln verkaufen. Leger erzählte gern und gut aus der Kaiser- und der Revolutionszeit, namentlich amüsirte es ihn, dem General Kleber einen Vorwurf daraus zu machen, daß er gestorben sei, ohne ihm seine letzte Rechnung bezahlt zu haben.“

Gewissenhaftigkeit über Alles! Die Gräfin B., eine ebenso fromme als reiche Dame, hatte ihren Beichtvater, einen würdigen Abbé, zum Diner eingeladen; da sie die Vorliebe ihres Gewissensraths für Wildpret kannte, hatte sie vier prächtige Rebhühner nach einem besonderen Kochrecepte zubereiten lassen. Der Anblick dieser Schüssel, wo die Hühner so appetitlich dufteten und äußerst verlockend ausahen, versetzte den guten Abbé in eine förmliche Ekstase.

Plötzlich überkam ihn jedoch ein entsetzlicher Scrupel — er bemerkte, daß Satanas sehr nahe daran war, ihn zu verführen und sich hierzu einer ebenso listigen als fürchterlichen Waffe bediente; denn stand er nicht im Begriffe, sich der Sünde der Lederhaftigkeit, der Gutschmederei zu überlassen?

Sein Entschluß ist gefaßt; wie viel Ueberwindung es ihn auch kosten möge, er widersteht dieser teuflischen Verlockung.

— Wie, Herr Abbé, Sie nehmen nichts von diesen Rebhühnern, die Sie doch so sehr lieben?

— Nein, ich lasse mich nicht verleiten, dachte der Abbé. Die Kirche verbietet die Lederhaftigkeit als eine Todsünde. Jetzt loben sie Alle die Rebhühner als ausgezeichnet, köstlich — um so besser, desto größer ist mein Verdienst in den Augen des Herrn. Mag das Fleisch in mir auch noch so rebellisch sein, ich werde es ertöden, ich rühre die Speise nicht an.

Indessen stieg der Triumph über diesen Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit dem Abbé förmlich zu Kopfe; er hat der Versuchung widerstanden, sein Wille hat gesiegt, die Heiligen müssen vom Himmel auf ihn herabschauen, ihn bewundern und seiner Tugend ihren Beifall zollen.

Da erhebt sich jedoch eine andere Stimme in seinem Inneren, die Stimme des Gewissens, welche ihm zuruft: — Wie, Du eingebildeter Mensch, Du ergödest Dich an Deinem Triumph? Weil Du Deinem Magen eine Entbehrung auferlegst, hältst Du Dich für gleichstehend mit Engeln und Heiligen? Du hast freilich über Deine Lederhaftigkeit gesiegt, es ist wahr, aber Dein Hochmuth zerstört Deinen ganzen Triumph.

— Nein, es darf nicht sein, daß der verhängnißvolle Hochmuth, welcher Lucifer in den Abgrund gestürzt, auch mich ergreifen sollte. Du erbärmliches Wesen, das sich mit so Geringem groß dünkte, ich muß Dich demüthigen! Jean, geben Sie mir die Schüssel mit den Rebhühnern her!

Eine Eisenbahngeschichte. Bei Gelegenheit einer Eisenbahnfahrt, wo man lebhaft über den Nutzen und die Annehmlichkeiten der Eisenbahnen hin und her disputirte und Beispiele dafür und dawider zum Besten gab, erzählte unter Anderen ein noch sehr junger Mann:

— Ich lasse entschieden nichts auf die Eisenbahnen kommen, denn ich verdanke mein kleines Vermögen und alle meine Aussichten auf ein künftiges gutes Fortkommen nur einem kleinen Eisenbahn-Mißgeschick, einem Versehen, durch welches ich nach einer falschen Seite hin befördert wurde.

Mein Prinzipal ist nämlich einer der angesehensten Notare von Paris, in dessen Bureau ich allerdings noch eine ziemlich untergeordnete Stellung einnahm. Herr Theodor N., der oberste Gehilfe und so zu sagen die rechte Hand des Chefs, hegte einen entschiedenen Widerwillen gegen mich, vielleicht weil ich ihm nicht genug Respect bezeugte, und ließ mich dies bei jeder möglichen Gelegenheit fühlen; ich gab ihm natürlich diesen Widerwillen im vollen Maße wieder. Dieser Theodor N. war der Liebhaber einer gewissen Fanny, die sich von ihren Umgebungen „Fenella“ nennen ließ, was mich zu Theodors Verdruß zu manchem schlechten Witze veranlaßte.

Eines Abends ließ mich der Prinzipal rufen; er ging höchst aufgeregt in seinem Cabinete auf und ab und hielt folgende kleine Ansprache an mich:

— Junger Mensch, Deine Fehler können unter Umständen für mich zu Tugenden werden; pass' auf, ich will Dir den Weg zum Glücke zeigen! Theodor hat sich mit seiner Fenella aus dem Staube gemacht und mir eine Casette mit Bankbillets mitgenommen; dies ist unangenehm für mich, wenn es mich auch nicht ruiniert, allein noch schlimmer ist, daß sich in dieser Casette auch Papiere befinden, welche für einen meiner vornehmen Klienten von unschätzbarem Werthe sind und die der Schurke wahrscheinlich in seiner Weise ausbeuten will. Die muß ich auf alle Fälle wieder haben, also sieh, ob Du mir sie verschaffen kannst, denn ich schide Dich, um so wenig als möglich Aufsehen von der Geschichte zu machen. Hier hast Du tausend Francs und nun schnüre Dein Bündel und reise nach Bellegarde, denn die Flüchtlinge sind höchst wahrscheinlich über Dijon nach Genf gegangen; es handelt sich nur darum, vor ihnen auf dem Zoll- und Polizeibureau in Bellegarde anzukommen. Du magst nun Deinen Feind ausspioniren und im Nothfalle diesen Verhaftbefehl in Anwendung bringen. Jedoch mache wo möglich keinen Lärm und Scandal mit der Sache; ich rechne auf Deinen Eifer und werde Deine Gewandtheit gebührend belohnen.

Eine Stunde darauf reiste ich mit dem Schnellzuge und allem Eifer eines guten Spürhundes ab. Am Morgen darauf kam ich in Ambérieu an — 25 Minuten Aufenthalt, also Zeit genug, um eine Erfrischung einzunehmen. Ich erkundigte mich dann nach dem genfer Zuge, irgend ein Dummkopf weist mich aber zu dem lyoner Zuge; ich steige in einen Waggon und schlafe ein. Beim Erwachen befand ich mich auf der Station von N. — ich war in Verzweiflung, das Glück entging mir, mein Plan war gescheitert, es blieb mir nichts übrig, als dieses Mißgeschick nach Hause zu telegraphiren. Während ich so trübselig im Telegraphenbureau saß und nicht recht wußte, in welche Worte ich die schlimme

Nachricht einkleiden sollte, kommt eine Depesche an. Ich habe die Gewohnheit, Alles, was mich nichts angeht, vorzugsweise gern zu studiren, und so hatte ich denn auch von einem befreundeten jungen Telegraphenbeamten die Geheimnisse des Telegraphirens erlernt. Ich las also ohne jede Schwierigkeit an dem Zifferblatte die Depesche ab:

„Genf, den . . . 1866.

Alles in Sicherheit, außer dem Cigarrenetui. Was ist daraus geworden? Schnelle Antwort, Hôtel du Lac, Fanny. An Herrn St. Léon, Hôtel d'Europe, Lyon.“

Der Name Fanny war mir mehr als 30,000 Francs werth; St. Léon konnte bloß ein angenommener Name Theodors sein. Die Flüchtlinge schienen sich zur größeren Sicherheit getheilt zu haben. Das Cigarrenetui war die Casette mit den Banknoten, welche Fanny zu besitzen glaubte, während Theodor als kluger Mann dieselbe wolweislich für sich behalten hatte. Alle meine Feldzugspläne waren demnach geändert, ich mußte nach Lyon und telegraphirte also bloß nach Paris: „Alles geht gut!“

Kaum in Lyon angekommen, logirte ich mich im Hôtel de l'Europe ein und erkundigte mich unter der Hand nach Herrn St. Léon. Theodor hielt sich sehr verborgen und ging nur des Abends aus. Ich folgte ihm gleich am ersten Abend bis zu einem der lebhaftesten Plätze, dort stürzte ich auf ihn los, wie um ihn zu umarmen und flüsterte ihm zu: „Keinen Lärm, der Prinzipal will Scandal vermeiden, geben Sie das Gestohlene wieder!“

Der bestürzte Theodor erholte sich schnell wieder und sagte: — Hier ist mein Portefeuille, aber lassen Sie mich los! Der Schurke wollte mich betrügen, ich aber nahm das Portefeuille, griff dabei in seine Tasche und sagte: — Geben Sie mir doch eine Cigarre! wobei ich mich des Cigarrenetuis bemächtigte, welches ganz voll Banknoten gestopft war. Sofort entfloß Theodor höchst jämmerlich und ich ließ ihn laufen. Jetzt mußte ich nur noch die Casette mit den Papieren wiedererlangen; ich reiste also sofort nach Genf und stellte mich der überraschten Fanny vor, indem ich sagte: — Fenella, hier ist das Cigarrenetui! Als sie sah, daß es leer war, schäzte sie sich glücklich, mir die Casette gegen ein Tausendfrankbillet zu übergeben und ich kehrte nach Paris zurück.

Der Prinzipal belohnte mich bei der Heimkehr wirklich glänzend und wird mir noch weiter helfen, so weit ich dessen bedarf. Also wundern Sie sich nicht, wenn ich die Eisenbahnen von ganzem Herzen segne! —r.

Ein Wohlthäter. — Nun, Nachbar, was giebt's Neues? Wie ich bemerkte, seid Ihr schon ausgegangen?

— Ich habe soeben einen Scheffel Mehl für eine arme Frau gekauft.

— Ihr seid doch ein unermüdlicher Wohlthäter Eurer Mitmenschen. Und wer ist die arme Frau, die Ihr diesmal durch Eure Freigebigkeit glücklich gemacht habt?

— Die meinige!

Schnell getränkt. In einem der elegantesten französischen Seebäder ereignete sich vor wenigen Wochen ein Abenteuer, welches der Chronique scandaleuse eine ziemliche Weile vollauf Stoff geboten hat und daher die Langeweile der Badegäste in höchst willkommener

Weise unterbrach. Es handelte sich nämlich um eine Entführung, die höchst romantische Entführung einer Dame aus der besten Gesellschaft durch einen modernen Paris, der jedoch weder ein Königssohn noch ein Schäfer war.

Der Gatte der geraubten Helena wurde natürlich von der spottlustigen Welt mit Beileidsbezeugungen überschüttet, denen er sich auf sehr kluge Weise zu entziehen wußte, indem er die Lacher auf seine Seite brachte.

Auf die an ihn gerichtete Frage, ob er den Liebenden nicht nachsehen werde, entgegnete er: — Nein, so dumm werde ich sicherlich nicht sein! Meine Frau war so unangenehm, daß ich den Tag, wo sie mir entführt wurde, als den schönsten Tag meines Lebens betrachte; ich werde alle Vortheile der Witwerchaft genießen, ohne durch die schmerzlichen Ideen von Tod und Begräbniß, Trauer u. s. w. gestört zu werden und bin übrigens durchaus nicht der am meisten zu Beklagende bei dieser ganzen Geschichte. Ich weiß, was ich von der Schönheit meiner Frau zu halten habe: ihre prächtigen Haare sind falsch, ihre Perlenzähne sind ebenfalls falsch und die Frische ihres Teints stammt auch nur aus ihren Schminkbüchsen. Die ärgste Strafe, welche ich ihrem Entführer auferlegen kann, ist die, wenn ich ihm für immer den Gegenstand seiner zärtlichen Flamme überlasse.

Durch diese Philosophie entging der Ehemann der Lächerlichkeit, welche sonst gewöhnlich die Opfer solcher ehelichen Unglücksfälle trifft; indessen fragen sich doch Manche, die ihn hören, ganz im Stillen, ob er nicht dem Fuchse gleicht, der die Trauben sauer fand? —r.

Albumblätter.

Ein ernsthaftes Gemüth ist der natürliche Boden zur Hervorbringung aller Tugenden, und der einzige Charakter, der dem Menschen Ehre macht. Young.

Nur Weisheit kann Erfahrung lehren,
Die Narren macht sie niemals klug.

Spessel.

Wie sich Aufrichtigkeit mit höflichem Sinne vereinigt?
Vor mir sei höflich, o Mann! Hinter mir redlich und klug.
Herder.

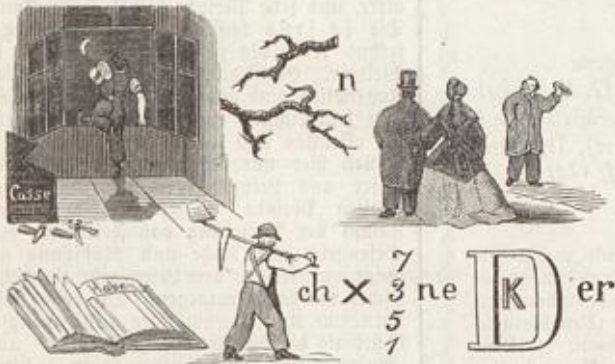
Räthsel und Aufgaben.

Die ersten zwei sind süß und mild,
Des künftigen Glückes schönes Bild.
Und konnte Dein Herz die Ruhe nicht finden,
Sie werden Dir den Hasen gründen.

Die letzten zwei, im Gegentheil
Gewähren Mißmuth nur, nicht Heil,
Nicht süß ist, was sie uns bescheiden,
Vom Arzt mag man sie höchstens leiden.

Das Ganze dient den ersten zwei,
Ist schön geschmückt, stolzirt dabei,
Hat zwar den Namen von dem Süßen,
Kann aber nichts davon genießen.

Als Königin ward ich besungen
Von heil'gen und profanen Zungen;
Wenn Ihr die beiden Sylben trennt
Und dann ein R zu meiner ersten Sylbe schreibt,
So bin ich, was noch übrig bleibt.
Wenn Ihr ein R zur zweiten schreibt,
Bin ich Besitzer eigner Güter,
Ein Ehrenwort und ein Gebieter.



Ein Handwerksbursche bekam in einem Wirthshause, in welches er einkehrte, so viel Geld, als er Reisegeld mitbrachte und gab davon beim Weggehen dem Hausknecht 2 Neugroschen (1 Ngr. = 10 Pfennige) Trinkgeld.

Im zweiten Gasthause bekam er wieder so viel geschenkt, als er mitbrachte und gab beim Weggehen dem Hausknechte wiederum 2 Ngr. Trinkgeld.

Im dritten Wirthshause erhielt er wieder ein Geschenk, das eben so viel als sein dahin mitgebrachtes Geld betrug und abermals gab er beim Fortgehen dem Hausknecht ein Trinkgeld von 2 Ngr. Hier nahm aber das Trinkgeld seine ganze Baarschaft weg.

Wie viel Reisegeld hatte der Handwerksbursche in das erste Gasthaus mitgebracht?

Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 44.

Strick-Korb. Fisch-Korb. Raft-Korb. Trag-Korb. Korb.
Leichenpredigt.

In Triest. In dem Flusse Mur. Das Eifel-Gebirge. Der Buchstabe Delta. Sterne — Rester. In Sparta.

Wer den Anfang gut gemacht,
Hat das Werk bald halb vollbracht.

Briefpost.

Blanca und Emmi K. Freundlichen Dank für die richtigen Lösungen. Herrn L. F. in L. Warum so schweigsam in dieser Woche? Fr. Gräfin H. a. M. b. V. Ihr Wort der Anerkennung hat uns sehr gefreut. Was das Verwerthen von Seidenfleckchen betrifft, so existirt in der That eine solche Wunderfabrik, wie sie Ihnen geschildert wurde, und zwar von P. Friedheim auf Paulshöhe bei Trebbin. Dort werden kleine Seidenläppchen wieder in elegante Roben umgewandelt.

Herrn v. H. in D. Das Manuscript kam leider so spät an, daß uns eine Aufnahme desselben nunmehr unmöglich ist. Wünschen Sie seine Zurücksendung, im Fall Sie keine Abschrift haben?

Fr. Hofr. A. P. in G. Als etwas vorzüglich Schmackhaftes als Beigabe zum Thee können wir Ihnen die sogenannten „Ungarischen Eier“ empfehlen. Das Recept ist folgendes: Zehn hartgekochte Eier schneide man klein zusammen, rühre 6 Loth Butter zu Schaum, gebe eine in Milch gewaschene Semmel, grüne Petersilie, zwei ganze Eier, zwei Eidotter, einen Löffel voll saurer Sahne, ein wenig Salz und gestoßenen Pfeffer in die Butter. Dann bestreiche man ein Kasserol mit Butter, gebe das Gerührte hinein, backe es schön, stürze es auf eine Schüssel und servire es.

Hrl. J. v. M. in B. Höflichsten Dank für Räthsel und Aufgaben.

Herrn Dr. G. H. in M. Viel zu groußig.

Herrn Stad. A. C. in Bonn. Sie scheinen sich noch wenig in Damen-Gesellschaft bewegt zu haben.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

PREUSSEN-ALBUM.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm I.	.....	Kriegsminister v. Roon.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.	.....	General v. Moltke.
Prinz Friedrich Carl.	.....	General Herwarth v. Bittenfeld.
Prinz Adalbert.	.....	General v. Steinmetz.
Graf Bismarck-Schönhausen.	.....	General Vogel v. Falckenstein.

In elegantem Carton. Preis 22½ Ngr.

LEIPZIG.

Dürr'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
elegant gebundenen Ausgaben.

Nr. 0.	mit Text, eleg. cartonnirt	15 Ngr.
" 1.	" " in Halbleinenband mit Dedelpressung und Gold- titel	17½ Ngr.
" 2.	" " in Ganzleinenband mit Dedelpressung und Gold- titel	22½ Ngr.
" 3.	" " in Ganzleinenband, Dedel reich vergoldet m. Schloß	1 Thlr.

Neu arrangirte Knallbonbons mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, tommischen Kopfbedeckungen und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur Cellarius'schen Sturmcolonnen-Tour Nr. 38, sowie viele andere Cotillon-Decor's offeriren

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

(Eingefandt.)

Goethe und sein Liebeleben

ist ein in diesem Jahre im Drucke erschie-
nener historischer Novellenkreis von H. C.
N. Delani (3 Bände) betitelt.

Dieses letzte Werk des so thätig ge-
wesenen Verfassers gehört entschieden zu
dem Besten, was aus seiner Feder hervor-
gegangen, und sind hierdurch Goethe's
Liebesgeschichten popularisirt worden.
Er theilt dieselben in drei Perioden; dem
Laufe der Natur nach durch Alter, Bildung
und Lebensstellung bedingt, umfaßt die
erste sein Jünglingsalter, die zweite das
Mannesalter und die dritte das Greisen-
alter, und jede Periode bildet einen Band.
Die so früh begonnene des Jünglings-
lebens reicht bis zu seinem Aufenthalte in
Weimar. Es ist die Periode der feurigsten
Jugendliebe und offenbar die interessanteste
und lehrreichste; auch zeigt er sich in ihr
am offensten und liebenswürdigsten. (Wir
wollen hier nur besonders auf Friederike
Defer aus Leipzig verweisen.) In der
zweiten Periode, wo Goethe durch den
Kampf der Trennung von Friederike aus
Eisenheim zur Ruhe und Rüksigung ge-
langt war, tritt er dem Leser mehr als ästhe-
tischer Liebhaber entgegen. Die reiche und
vornehme Kaufmannstochter „Lili“ rangirt
höher als die Wirthstochter „Gretchen“ und
„Anette“ und sein innerer und äußerer
Rang durch fürstlichen Geist und Herz geben
ihm weder Zeit noch Gelegenheit, in die
Unschuldswelt der Jugend hinabzutau-
chen, wol aber zu interessanten Tändeleien und
Spielereien mit ästhetischen Hinblicken und
sinnlichen Auffassungen. In der dritten
Periode, dem höheren Mannes- und Greisen-
alter, wo die Schönheit zur Eleganz, die
Begeisterung zur Rüksichtigkeit bei ihm ge-
worden, entflammt den 75 jährigen Greis
doch noch einmal die Leidenschaft einer
Liebe in ganzer Jünglingskraft, die er aber
mit vieler Selbstüberwindung dämpfte. —
Alle bisherigen Mittheilungen über das reiche
Liebeleben Goethe's sind nur geringes Ma-
terial zu dieser umfassenden Darstellung,
und da trotz alles Wechsels der Gegen-
stände der Liebesneigungen dieses großen
Genius, wie Goethe war, nichts Triviales
darin herrscht und der gewöhnliche Werth-
messer des Menschen in Hinsicht der Liebes-
verhältnisse hier nicht paßt, weil die Ro-
mantik einer einzigen ewigen Liebe auf solche
geniale Geister wie Goethe, dessen Rei-
gungen nicht bloß die zartesten Blüten des
jungfräulichen Lebens umfaßten, keine An-
wendung finden kann, so gewährt Goethe's
Liebeleben solch anziehende ungewöhnliche
Situationen, so seine psychologische Züge
in meisterhafter Charakterbildung, wie
ein reines Phantasiegebilde sie nicht schafft,
und daher bildet das Ganze eine geistvolle,
lehrreiche Unterhaltung für den gebildeten
Leserkreis, dem wir es hierdurch ganz be-
sonders empfehlen, da es nichts Interes-
santeres geben kann, als das Liebeleben
dieses großen Dichters, der von sich selbst
sagt: „Ich kann nicht lieben ohne zu
dichten und nicht dichten ohne zu lieben.“
—n.

LOTTERIE

zum Besten der Hinterlassenen gefallener Sachsen
und
Invaliden der Sächsischen Armee.
Preis des Looses 10 Ngr.

Veranstaltet vom Comité des Sächsischen Militär-Hilfsvereins in Leipzig:

Bernh. Keil (G. H. Stein & Co.). Julius & Franz Keil (J. G. Salefsky).
Otto Wigand sen. Moritz Trinius (B. Trinius & Co.). Richard Land-
mann (Landmann & Enke). Mor. Weickert (J. D. Weickert). Dr. Paul
Möbius. Prof. Dr. Müller. Wilh. Felsche. Adv. H. Götz.
Fr. Emil Hoffmann.

Unter den mehreren tausend Gewinnen befinden sich folgende werthvolle
Gegenstände: 1) Ein Flügel von Breitkopf & Härtel, 7 Octaven, neuester
Construction. 2) Ein goldner Damenschmuck mit Amethysten, bestehend aus
Armband, Broche und Ohrlocken in Etui. 3) Ein Oelgemälde (Fruchtstück)
mit Goldrahmen, Geschenk J. M. der Königin Amalie von Sachsen. 4) Eine
Nähmaschine (Kettelstich) nach Wilcox & Gibbs. 5) Ein kunstvoll geschnit-
tes Schachspiel mit Aufsatz (Meisterstück). 6) Ein goldnes Halsband und
Ohrlocken mit echten Perlen und Türkisen. 7) Ein Nipptisch mit sehr
reicher eingelegter Arbeit. 8) Eine Stutzuhr mit Glocke, echte Bronze, Reiter-
statue (1 Elle hoch). 9) Eine Nähmaschine (von Cl. Müller), Stepp- u. Kettel-
stich. Ferner eine Anzahl goldner Brochen, Ketten, Ringe, Ohrlocken, Arm-
spangen; Silbersachen (Tabatière, Nähetuis, Besteck u. s. w.). Luxus-, Toilet-
ten- und Wirthschaftsgegenstände von Bronze, Metall, Porcellan und Glas.
Kunstsachen, Gemälde, Kupferstiche, Photographien; insbesondere aber eine
reiche Auswahl weiblicher Handarbeiten (mehrere Teppiche) und eine bedeu-
tende Anzahl von Büchern (z. Th. Prachtwerke) hauptsächlich belletristischen
und naturwissenschaftlichen Inhalts u. s. w.

Die Ziehung findet jedenfalls noch im Laufe des Jahres 1866 in Leipzig statt.

Loosbestellungen (Wiederverkäufer erhalten Rabatt) beliebe man zu adressiren
an „Das Comité des Sächs. Militär-Hilfsvereins in Leipzig.“
Bernhard Keil, d. Z. Vorsitzender.

Als Weihnachtsgeschenk.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Böttger's

Gesammelte Werke.

Complet in 6 Bänden. — Preis: 4 Thlr. broch., 6 Thlr. eleg. gebunden.

Inhalt:

- I. Lyrische Gedichte. — Frühlings- und Liebesmelodien. — Sonette. — Balladen und
Romanzen. — Distichen. — Vermischte Gedichte. — Blätter der Erinnerung.
- II. Pausanias. — Fall von Babylon. — Magdalene. — Ruschirwan. — Auf der Wart-
burg. — Das Schenkhaus zu Savethem.
- III. Sabana. — Till Eulenspiegel. — Hyazint und Liliade, ein Frühlingsmärchen.
- IV. Der Erbe von Thirlestian. — Heinrich und Fleurette. — Zarte Liebe. — Sperthias
und Bulis. — Helene von Antwerpen. — Guillelm von Cabestaing. — Don Juan
und Maria. — Zwei Königsnächte. — Dämon und Engel.
- V. Goethe's Jugendliebe. — Buch der Sachsen (Romanzen und Rhapsodien).
- VI. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. — Agnes Bernauer. — Lancelot vom See. —
Schlußlied.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.